

2022 / 02



LITERARISCHES ÖSTERREICH

ZEITSCHRIFT
DES ÖSTERREICHISCHEN
SCHRIFTSTELLER/INNENVERBANDES

	EDITORIAL	6 – 7
	MOTTO	9
	AUFRÄUMEN	10 – 73
Sophia Benedict	Die richtige Zeit	10 – 13
Elfriede Bruckmeier	Der letzte Koffer	14 – 15
Georg Bydlinski	Aufräumen	16
Klaus Ebner	Aufgeräumt	17 – 22
Karin Gayer	Ausmisten	23
Christl Greller	Herabgestuft	24 – 28
Dietmar Grieser	Materialisierte Erinnerung	29 – 32
Doris Kloimstein	Aufräumen – wie mafios ...	33 – 35
Daniela Kocmut	Entscheidungen	36
Erika Kronabitter	Aufräumen	37 – 39
Maria Lehner	Wir sind „Hempels“! (?)	40
Nicole Makarewicz	Windstill	41 – 44
Ilse Pauls	Der Besuch	45
Bruno Pisek	Der Nebel reißt auf	46 – 47
Brigitte Pixner	So viele alte Träume!	48
	Frühjahrsputz / Mottenkiste	49
Valerie Springer	Meine Vergangenheit ist nur ein Vorwort	50 – 52
Martin Stankowski	Ideen. Sammeln. Ordnen.	53 – 59

Kurt F. Svatek	Bei der Wohnung ist es leichter Keine Freunde	60 – 61
Claudia Taller	Aufräumen?	62 – 64
Christoph Temnitzer	Was raus muss, muss raus	65 – 66
Jutta Treiber	Tod eines Mikrowellenherdes	67 – 69
Sascha Wittmann	Verlegenheitsprogramm	70 – 71
Eleonore Zuzak	Mein Chaos	72 – 73
WERKSTATT		74 – 110
Armin Baumgartner	Miniaturprotokolle von Zwangsmaßnahmen	74 – 75
Manfred Chobot,	Nero (37–68)	76
	Attila (* um 400, † 453)	77
Johanna Dürnecker	Normandie	78 – 87
Judith Gruber-Rizy	Lacus felix	88 – 89
Bernhard Heinrich	Der Osterhase	90 – 95
Gerald Jatzek, Heimkehr		96 – 97
Ernst Kaufmann	Schwenkgasse	98 – 99
Eva Kittelmann	Berlin-Wannsee. Die Konferenz	100 – 101
Ida Leibetseder	Der letzte Sonntag im Oktober	102
Mechthild Podzeit-Lütjen	prachtvoller sommer	103
	Zwischen den Bergen	104 – 105
Gerda Sengstbratl	Ausflug in das Gruselkabinett meiner Vergangenheit	106 – 110

NEUE MITGLIEDER		111 – 127
Roland Knie	Kinderlied	111 – 112
Julia Krammer	Freie Tage	113 – 118
Georg Spiegelhofer	Weihnachten im Hotel	119 – 124
Peter Veran	Drei Gedichte aus dem Zyklus „Rüttelflug“	125 – 127
IN MEMORIAM		128 – 134
Reinhild Traitler	Was ich liebe Was gratis ist in meinem Leben	129 – 132
Franz Forster	Eine Art Abschied	133 – 134
REZENSIONEN		135 – 165
Manfred Chobot	Hawai'i. Mythen und Götter	136 – 138
Klaus Ebner	Wortspieler, Samuel Becketts Suche nach der verlorenen Sprache	138 – 140
Franz Forster	Saga der Unbekannten	141 – 143
Sidonia Gall	Aus den Kulissen	144 – 146
Dietmar Grieser	Geliebte Ukraine	147 – 148
Markus Grundtner	Die Dringlichkeit der Dinge	148 – 149
Mira Lobe / Sabine Rufener	Madeleine und der Angler	149 – 150
Georg Markus	Im Spiegel der Geschichte	151 – 152
Eva Riebler	Weltblick. Texte und Grafiken	152 – 154

Rosemarie Schulak	Erzählungen	155 – 157
Kurt F. Svatek	Das Meer, der Mond und die Zeit	157 – 159
Gerald Szyszkowitz	Wie man wird, was man sein möchte	159 – 161
Karl Wimpler	Kein Spiel	161 – 163
Peter Paul Wiplinger	EINSCHNITTE	163 – 165

BIOGRAFISCHE NOTIZEN 166 – 171

EDITORIAL



*rama dama/ rama weama/ rama woema/ rama dadma// gramd hauma/ gramd
hedma// rama wüle/ rama wire/ rama dure/ rama dade// gramd howe/ gramd
hede// rama woins/ rama weans/ rama dans/ rama dedadns// rama dama/
rama dure/ rama dans/ rama dadma/ rama dade/ rama dedadns// rama woem-
ma/ rama wüle/ rama woens/ rama weama/ rama wire/ rama weans// gramd
hauma/ gramd howe/ gramd haums/ gramd hedma/ gramd hede/ gramd he-
dadns// rama woema/ rama miasma/ rama dama*

Diese Silbenfolge, diese Partitur aus Worten weckt viele verschiedene Assoziationen: Gott Rama kommt einem in den Sinn und der Fastenmonat Ramadan, aber auch das Miasma, der Pesthauch, der einst durch unsere Städte zog; das französische Wort für „in“, aber auch das in manchen österreichischen Regionen verbreitete Kosewort für Vater („Dade“ oder „Dati“), und, nicht zuletzt der doppelte Irrealis, diese grammatikalische Quintessenz der österreichischen Atmosphäre: „Hedadi, so dedadi ...“ („Hätte ich dürfen, so würde ich wollen ...“)

Letzteres führt uns auch bereits auf die richtige Spur, denn bei der hier zitierten furiosen Silbenfolge handelt es sich um ein Gedicht im Wiener Dialekt, und zwar um eines der besten und originellsten seiner Art. Es stammt aus der Zeit der großen Dialektwelle von anno 1970ff. und gab damals einem ganzen Buch den Titel: „rama dama rama woima rama miasma“ von Alfred Gesswein, einem ebenso eingewilligen wie vielseitigen Lyriker, der hierzulande das gewesen ist, was man in angloamerikanischen Breiten „a poet’s poet“ nennt, also ein Dichter, der von seinesgleichen gelesen und geschätzt wird, dem Publikum aber weitgehend unbekannt bleibt. Kaum, dass er seine ersten Schritte auf literarisches Terrain unternommen hatte, wurde Gesswein Mitglied in unserem Verband;

ihm, dem gelernten Gebrauchsgraphiker, verdanken wir unser Emblem mit der charakteristischen Eule (siehe Kopfzeile). Hat sie seither auch mehrmals ihre Gestalt verändert, sich verselbstständigt und sich von ihrem Schöpfer emanzipiert, so ist der Blick, den sie in die Welt wirft, ein fragender geblieben, ein hellwacher Blick, wie man ihn gerade heute, vor einem sich mehr und mehr verdunkelnden Horizont gut gebrauchen kann, um noch etwas zu erkennen ...

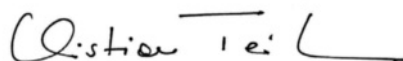
„rama dama/ rama woima/ rama miasma“: Wir räumen, wir wollen räumen, wir müssen räumen, jede und jeder für sich und alle zusammen, aufräumen und ausräumen (zum Beispiel Vorurteile und Missverständnisse), aber auch ein- und anräumen, die Leere in Fülle verwandeln, das Chaos in Ordnung – und vice versa.

Dieser Arbeit, die man mit Mühe und mit Freude hinter sich bringt, um sie, in veränderter Form, wieder vor sich zu haben, ist der Themenschwerpunkt des vorliegenden Heftes gewidmet. Daneben ist hier das zu finden, was im „Literarischen Österreich“ immer zu finden ist: Hinweise auf diese und jene beachtenswerte Neuerscheinung (ohne Anspruch auf Vollständigkeit!), Werkproben, Auszüge aus entstehenden neuen Arbeiten einzelner unserer Mitglieder (siehe die Rubrik „Werkstatt“), aber auch der Rückblick auf ein Lebenswerk, das sich soeben gerundet hat (siehe die Rubrik „In memoriam“).

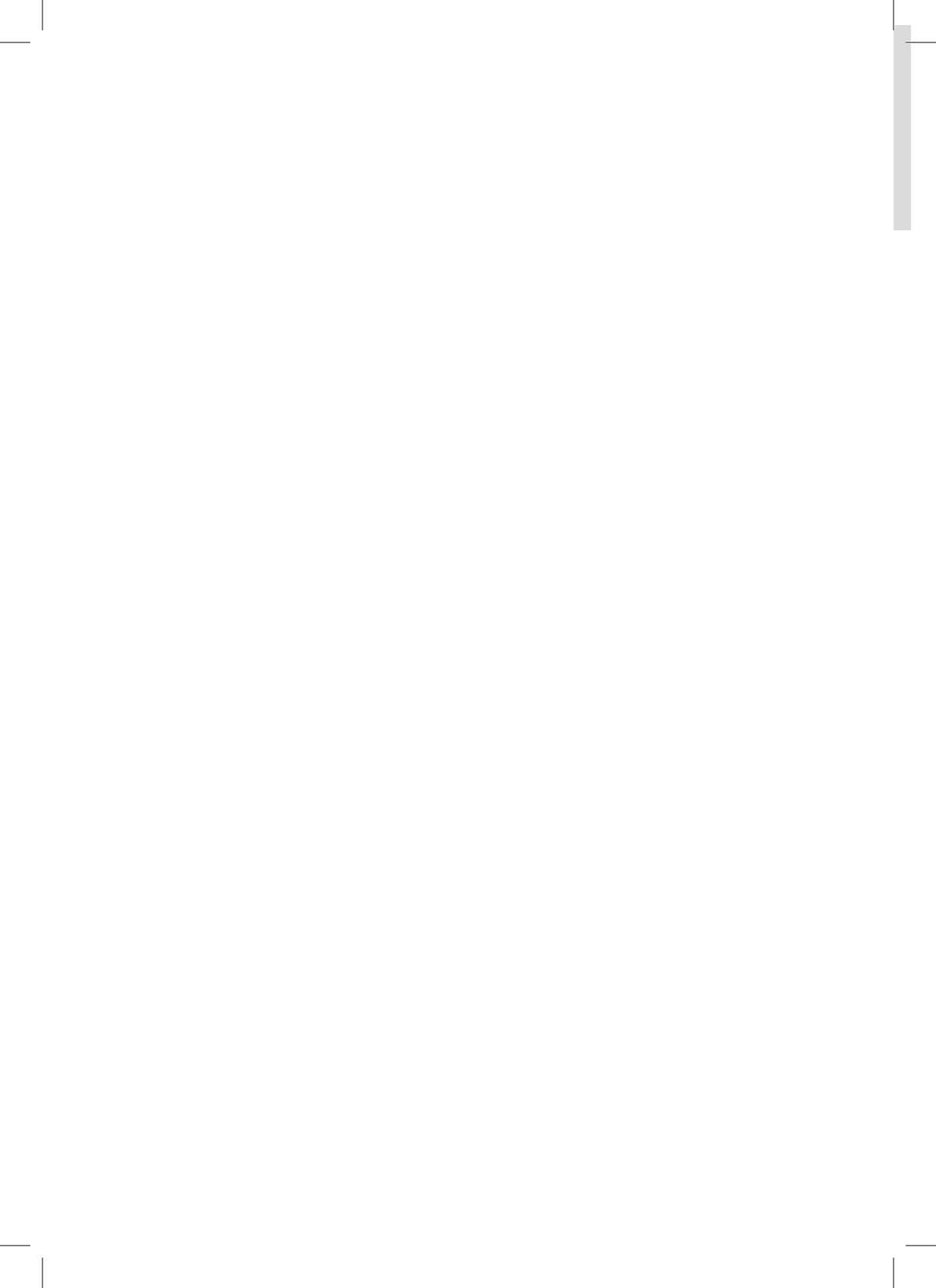
Was alle diese Arbeiten miteinander verbindet, ist die Hingabe an das Handwerk des Schreibens. Wie würde Gesswein es sagen? Vielleicht so:

*schreibm wüile/ schreibm wire/ schreibm dure/ gschriebn hauma/
gschriebn howe/ gschriebn haums/ schreibm woema/ schreibm miasma/
schreibm dama ...*

Nun aber sind Sie, geschätzte Leserin, geschätzter Leser an der Reihe!



Christian Teissl



Themenschwerpunkt

AUFRÄUMEN

Wann aber schreiben sie alle?

Dann

Wenn sie nicht lesen

Dann wenn sie nicht putzen

Dann wenn sie nicht kochen

Dann wenn sie nicht einkaufen

Dann wenn sie nicht backen

Dann wenn sie nicht aufräumen

Dann wenn sie nicht Internet surfen

Dann wenn sie nicht arbeiten

Dann wenn sie nicht gratis arbeiten

Dann wenn sie nicht streiten

Dann wenn sie nicht überlegen

Dann wenn sie sich nicht sorgen

Dann wenn sie nicht sporteln

Dann wenn die Kinder außer Haus sind

Und alle schlafen

Oder noch

Dann schreiben sie

Ich aber finde nie Zeit

Katrin Bernhardt

Sophia Benedict

DIE RICHTIGE ZEIT

- Räumst du jetzt endlich dein Zimmer auf?
- Jaja, später.
- Nicht später, gleich!
- Okay!

Er reißt sich nicht vom Computer los. Hinter seinem Rücken flimmert der Fernseher. Hemd und Jeans liegen unter dem Sessel, unter dem Schreibtisch Schraubenzieher und anderes Werkzeug, das Mathelehrbuch, einige Hefte, alles auf einem Haufen, über den Fußboden verstreut Zuckerlpapiere, leere Eisbecher und Löffel, in meine Fußsohlen bohren sich Nägel, Knöpfe und Schrauben. Auf den Wänden sieht man rote Flecken – Spuren seines Schießtrainings aus seinem Paintballgewehr. Ohnmachtsgefühle und kraftlose Wut weichen nach und nach dem Gefühl totaler Leere. Ich hab es so satt, immer wieder dieselben Monologe zu führen.

- In Ordnung! Morgen, wenn du in der Schule bist, werde ich dein Zimmer aufzuräumen.

- Nein, nur das nicht! Ich weiß, wie du aufräumst! Ich mach das selber! Es ist mein Zimmer!

Also doch, er hat mich gehört. Immerhin.

- Wann?

Er wendet sich wieder dem Computerspiel zu. Ich verstehe nicht, wie man in einem solchen Chaos leben kann, ich würde davon krank werden.

Ich gehe ins Badezimmer. Schau auf die Uhr. Genau gesagt, ich schaue wie gewöhnlich an jene Stelle, wo sie bis vor kurzem hing. Mein Mann hat sie heruntergenommen, mit der Absicht, sie zu reparieren. Eines Tages war sie stehen geblieben. Die letzten Monate zeigten die Zeiger beharrlich auf halb zwei. Nacht oder Nachmittag? Mein Mann kommt mir nach ins Badezimmer, ich schütte meinen Ärger aus:

- Wo ist die Uhr geblieben? Ein halbes Jahr ist sie gestanden, aber sie hat wenigstens irgendwas angezeigt. Jetzt ist sie ganz verschwunden.

Mein Mann geht hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Bei ihm weiß ich auch nie, ob er mich gehört hat oder nicht.

Andererseits, was macht es für einen Unterschied, ob die Uhr stehen geblieben oder gar nicht da ist? Wieder schau ich auf die Wand hinauf, für einen Augenblick scheint's mir, als ob die Uhr da wäre: Sie zeigt wie immer halb zwei.

Mit dem Badezimmer bin ich fertig, ich gehe in die Küche. Langweilig ist dieses Putzen! Ich lege eine Schallplatte auf. Klassik passt jetzt nicht, klassische Musik passt zum Bügeln, zum Aufräumen braucht man etwas Leichtes, etwas Aufmunterndes, etwas Rhythmisches.

Bald glänzt auch die Küche. Ich gehe wieder ins Badezimmer, um mir die Hände zu waschen. Wieder schau ich auf die Uhr. Halb sechs. Zeit, das Abendessen vorzubereiten. Plötzlich ergreift mich Unruhe, etwas irritiert mich, als wäre etwas verschoben und nicht an seinem Platz. Ach ja, jetzt fällt es mir auf: Die Uhr ist wieder da! Und noch dazu tickt sie und zeigt die richtige Zeit an!

Spät am Abend.

In dem Paket aus Moskau, das heute angekommen ist, finde ich die neue Ausgabe der Zeitschrift „Ausländische Literatur“. „Der andere Prozess. Die Briefe Kafkas an Felice“ von Elias Canetti. Das fremde Leben ist immer interessanter als das eigene. Ich vergesse alles um mich herum, übersiedle in die Vergangenheit, in die fremden Emotionen, in die fremde Liebe, in die fremde Trauer, das Eigene, selbst Erlebte, reicht mir nicht.

Wie sehr er sie liebte, was für innige Briefe er ihr schrieb, wie ungeduldig er auf Antwort wartete! Verzweifelte aus kleinstem Anlass. Und dann endlich – die Verlobung! Hier aber beginnt etwas, das nicht leicht zu verstehen ist. Die Gedanken rund um die Familie versetzen ihn in Unruhe. Würde er mit jemandem unter einem Dach wohnen können? Unter einer Decke schlafen, Haut an Haut, ganz eng mit einem anderen Menschen existieren ... Das Wichtigste aber, würde er sich den hundertjährigen Familiengesetzen unterwerfen können, die keinen Platz für die erfreuliche Einsamkeit

einräumen? Wäre er bereit, auf dem Altar der Liebe seine Unabhängigkeit zu opfern? Will er, kann er sein Leben in den Dienst einer seelenlosen Gottheit namens Familienpflichten stellen? Einer gleichgültigen Gottheit, die keine Individualität zulässt, vor der alle gleich sind wie vor dem Tod?

Felice besucht Kafka in Wien.

Erst jetzt versteht er, dass sie auf verschiedenen Planeten leben, dass sie einander so fern sind, wie kaum ein Mensch einem anderem fern sein kann. Ihre Welt ist die eine Welt der Dinge, des Realen, diese Welt ist einfach und klar. Traditionen und Pflicht sind unerlässliche Bestandteile dieser Welt. Sein fragiles Ich hingegen läuft vor der Realität davon, es versteckt sich hinter den schwankenden Wänden der Phantasmagorien, die in seinem erhitzten Gehirn geboren werden.

Was aber wird aus seiner Liebe? Aus den jahrelangen zärtlichsten Korrespondenzen? Aus seiner Zuneigung? War das alles nur eine Frucht seiner Phantasie?

Die Uhr in seinem Wohnzimmer geht anderthalb Stunden nach. Er hat sich daran gewöhnt. Bewegt von guten Absichten, findet das Mädchen den Schlüssel und stellt die Zeiger um. Jetzt zeigt die Uhr eine richtige Zeit an. Dieselbe Zeit wie die auf ihrer Armbanduhr, auf den Bahnhofsuhren, den Uhren in den Banken, in den Rechtsanwaltskanzleien, in den Fabriken und in den Wohnungen der Stadtbewohner ... Welch schicksalhafter Fehler! Woher hätte sie wissen sollen, dass der Geliebte nach einer anderen Zeit lebt? Bis zum Ende ihrer Tage hat sich Felice die Verzweiflung des Bräutigams nicht erklären können. Nie hat sie verstanden, was der eigentliche Grund für den Bruch der Verlobung war: die Uhrzeiger, die die richtige Zeit gezeit haben.

Am Morgen, nachdem der Herr Sohn in die Schule gegangen ist, schaue ich in sein Zimmer. Mir bleibt fast das Herz stehen. Nur mit Mühe unterdrücke ich den Wunsch, den Besen zu holen und den ganzen Kram mit einem Schwung aus seinem Zimmer und aus der Wohnung zu kehren. Stattdessen beginne ich mit wachsender Neugier, Details seines Müllhaufens zu betrachten ...

Ja, es ist sein Zimmer ... Es ist seine Unordnung ... Vielleicht braucht er

sie? Für irgendwas ... Vielleicht passt ihm gerade meine Ordnung nicht?
Mit einem tiefen Seufzer mache ich die Tür zu.

Gehe ins Badezimmer. Wie gewöhnlich schau ich auf die Uhr. Halb
zwei ... Was für eine Rolle spielt es schon, was sie in Wirklichkeit anzeigt ...

Elfriede Bruckmeier

DER LETZTE KOFFER

Wo hat meine Frau nur diese Schüssel hingerräumt? Die Frau sollte nicht vor ihrem Mann sterben, er kennt sich ja im Haushalt nicht aus. Ich habe mich immer nur um die Landwirtschaft gekümmert, den Kartoffelacker, das Vieh. Tiere haben wir jetzt schon lange keine mehr, nur Bonzo war mir geblieben, der Hofhund. Er hat mich in letzter Zeit schon immer voll Mitleid angeschaut, wenn ich vor Schmerzen nicht weiterarbeiten konnte. Tiere haben ja ein gutes Gefühl, überhaupt wenn sie vierzehn Jahre lang mit einem gelebt haben. Eines Tages wollte er nicht mehr fressen. Ich habe ihm extra vom Supermarkt eine teure Dose gekauft. Das Fleisch hat er nur traurig angeschaut, dann ist er wieder auf seinen Platz gegangen. Das war allerbestes Rindfleisch, ich verstehe nicht, wie man das an Hunde verfüttern lässt. Grüne Flecken hat der Bonzo bekommen, da war alles dran, was er brauchte. Aber als der Fleischhauer für immer zugesperrt hat, war es vorbei mit dem guten Fressen.

Und dann habe ich ihn in der Früh gefunden, er war schon ganz kalt. Zwei Tage habe ich für sein Grab gebraucht, musste mich immer zwi-schendurch hinlegen.

Jetzt habe ich eine Überweisung ins Krankenhaus. Doch zuerst muss ich hier Ordnung machen, das gehört sich so. Zuerst der Schuppen, ganz hinten habe ich die Gummistiefel meiner Frau gefunden. Ich habe sie geputzt und neben meine unter das Vordach gestellt. Den Spaten und auch die anderen Geräte habe ich gereinigt und eingefettet. Das Dach ist in Ordnung und zum Glück so weit heruntergezogen, dass ich mit einem Besen das Laub aus den Rinnen kehren kann. Im Stall ist ja niemand mehr, der ist leer und aufgeräumt.

Den Oleander lasse ich draußen, der muss sich selber helfen, vielleicht wird es ja im Klimawandel immer wärmer? Oder einer meiner Söhne kommt ihn holen. Ach ja, die Söhne ... Drei Söhne hatten wir und diesen kleinen Hof. Viel konnte man damit nicht erwirtschaften hier im Waldviertel. Aber wegen unserer Frömmigkeit und der guten Beziehung zum Stift haben alle drei aufs Gymnasium gehen können. Freilich hatte der Abt erwartet, dass zumindest einer der Buben Pfarrer wird, doch sie haben sich anders entschieden. Der Älteste ist Geologe und forscht meist in Island. Der Mittlere ist ein Manager geworden. Eigentlich hat er ja Maschinenbau studiert, aber unsere Maschinenbauer werden alle Manager, sagte er, das Maschinenbauen überlassen wir den Chinesen. Der Jüngste hat es wohl mit der Religion versucht, aber dann geheiratet und ist Bildhauer.

Ich mag sie alle drei sehr gern. Freilich habe ich sie nur selten gesehen, mal zu Weihnachten, mal zum Geburtstag. Und das war ihr großes Problem: „Was schenkt man einem alten Mann, der keine Bedürfnisse hat?“, werden sie wohl gedacht haben, „da gibt es nur eines, Pfeifentabak!“, nicht ahnend, dass ich seit mehr als 15 Jahren nicht mehr rauche.

Also holte er seufzend den Koffer vom Dachboden. Dort drinnen lagerten sie alle, die Päckchen mit Blue Bird, die Dosen mit Dunhill. Mit dem Schürhaken entfernte er die Ringe vom Sparherd und leerte Paket um Paket in den Ofen. Die Arbeit kostete ihn viel Mühe. Zuletzt reinigte er den Koffer und legte die Gegenstände hinein, die er auf dem Spitalszettel verzeichnet fand: Nachthemd, Handtuch, Seife, Zahnbürste und die Schale für die Zähne, Lesebrille und die Hausschuhe.

Und so kam es, dass am nächsten Morgen über dem kleinen Weiler eine mächtige Rauchwolke stand, als der alte Mann sein Anwesen verließ, in das er nicht mehr zurückkehren würde. Noch tagelang roch es nach Blue Bird, Dunhill ...

Georg Bydlinski

AUFRÄUMEN

Wo ist die Feuerwehr?

– Unter dem Bett.

Wo ist der Kasperl?

– Auf dem Klosett.

Wo sind die Bausteine?

– Im Wäscheschrank.

Wo ist das Würfelspiel?

– Auf der Gartenbank.

Wo ist der Stoffelefant?

– Sitzt im Fernsehsessel.

Wo sind die Tierbilder?

– Im grünen Küchenkessel.

Wo sind die Badesandalen?

– Die liegen auf dem Mist.

Warum soll ich aufräumen, Mama?

Ich weiß doch eh, wo alles ist!

Klaus Ebner

AUFGERÄUMT

Nicht alles ist es wert, im Gedächtnis zu bleiben. Doch manches davon krallt sich so stark darin fest, dass es sich nicht entfernen lässt. (Nicht eine Gehirnwindung, sondern der Magen krampft sich mir zusammen.) Warum gibt es kein Medikament, das bestimmte Erinnerungen einfach auslöscht? (Erinnerungen an Science-Fiction ...) Oder eine Operationsmethode? Vielleicht, weil wir unser Gehirn erst bruchstückhaft verstehen. Den eigenen Erinnerungen muss jeder sich stellen. (Auch ich. Definitiv.) Aufgewachsen bin ich eigentlich bei der Großmutter: Die Eltern mussten viel arbeiten, taten das zum Teil im Ausland und kamen dann bestenfalls am Wochenende zu uns. (Wochenendeltern!) Die Großmutter (eine Schale Tee wäre jetzt fein – Darjeeling oder Ceylon) ... die Großmutter hatte alle Hände voll zu tun mit mir und meinen Schwestern, insbesondere, wenn sie mich *erzog*, wie sie das nannte ... sie gab mir dann die Schuld daran, dass ihre Hände schmerzten. (Durchatmen.) Ein Vorwurf, der selten wurde, als sie mich nicht mehr mit der Hand schlug, sondern mit einem Teppichpracker oder Kochlöffel; auch eine Art Peitsche war dabei, wahrscheinlich ein Lederriemen zum Verschnüren von Reisekoffern. (Ist ja auch egal.) Es ging ums Aufräumen. Oder ums Essen ... wenn ich mich beinahe ankotzte, weil ich das Gefühl hatte, der kaum gewürzte Kohl würde mir gleich aus den Ohren quellen. Oder um eine freche Antwort ... von der ich heute nicht weiß, ob sie tatsächlich frech gewesen ist. Ich war kein aufmüpfiges Kind. (Glaube ich zumindest.) Die Großmutter sah das anders. In meiner vermutlich frühesten Erinnerung sehe ich mich an der halb offenen Bettbank hängen, den Rücken zur Großmutter gekehrt, heulend und schreiend. (Ich bin wieder dort ...) Je lauter ich schrie, desto

härter schlug sie zu. Womöglich hatte ich die Spielsachen nicht weggeräumt. Oder hatte es mit dem Bett zu tun, wo ich mich doch daran festklammerte? Ich habe so viel vergessen. Nein, das stimmt nicht. Die Prügel sind noch da. Sie sind präsent. (Und schmerzen bis heute.) Sie vermitteln mir dieses Gefühl der Unterlegenheit, bewirken, dass ich mir schwach vorkomme, wenn ich jemandem begegne, der hierarchisch höher steht als ich. (Ist das nun Psychologie?) Ob diese Hierarchie tatsächlich vorhanden ist, spielt dabei keine Rolle. Auch vermeintliche Hierarchien zählen. (So vieles ist vermeintlich ...) Als ich an der Bettbank hing, muss ich drei Jahre alt gewesen sein. Oder vier. In einer anderen Erinnerung kauere ich hinter einem Tisch, wehre mich gegen die Peitsche, die unaufhörlich auf mich niedersaust, hebe die Arme und hole mir auf diese Weise eine Strieme nach der anderen. Die Großmutter steht vor dem Tisch, drischt auf mich ein, schreit, ich weiß nicht mehr, was. Das muss später gewesen sein, denn sie benutzte die Hundeleine. Für den Hund – für mich. War ich fünf? Ich denke, es war noch vor der Schulzeit. Doch, doch, ich habe viel vergessen. Ich habe vergessen, was dazwischen war. Ich habe die Besuche der Eltern vergessen, die Fahrten durch die Stadt, das Einkaufen, die schönen Dinge. (Gab es die ...?) Die Prügel haben mein Gedächtnis aufgeräumt; sauber. Meine Schwestern versuchten, mich vor der Großmutter zu schützen, denn die Schläge bekam immer nur ich ab. Tamelda versteckte mich, Matelda log für mich, sie lenkten manch Anschuldigung auf sich selbst. Aber sie konnten nicht dazwischentreten, wenn Großmutter ihren *Anfall* bekam. Da ist sie ausgerastet, und niemand vermochte sich ihr in den Weg zu stellen. Auch ich konnte nicht ausweichen, denn sie preschte direkt auf mich zu. Ich war ihre Zielscheibe. Ihr Prellbock. Ihr Dreckstück, das sie *erziehen*, das sie *bearbeiten* musste. (Ich habe lange geglaubt, Dreckstück und Werkstück sei dasselbe.) Wenn die Eltern bei uns waren, verhielt Großmutter sich ganz anders, war wie ausgewechselt, erschien plötzlich lebenswürdig und sanftmütig, sogar mir gegenüber. Es hat Jahre gebraucht, bis ich mich traute, eine erste Andeutung zu machen. (So vieles runtergeschluckt ... sogar jetzt spüre ich den Schluckreiz.) Aber

die Mutter sah mich nur komisch an, wischte alles beiseite, meinte, ich müsse mich halt benehmen und brav sein. Der Vater hörte gar nicht zu. Er war immer so beschäftigt mit seiner Arbeit, mit seinen Erfolgen, damit, etwas zu erreichen, für uns Kinder zu erreichen. (Manchmal war er gar nicht da, wenn er da war.) Mein Wort ließ Großmutter nicht gelten. Was ich sagte, war stets gelogen. Oder frech. Oder dumm. Dann ... waren die Eltern wieder öfter im Land ... mussten nicht mehr so viel arbeiten wie zuvor oder hatten eine bessere Zeiteinteilung. Jedenfalls verbrachten wir nicht mehr so viel Zeit bei der Großmutter. Die Eltern schlugen mich nie. Aber wenn es etwas zu entscheiden gab, wenn etwas anstand oder beurteilt werden musste, zogen sie sich ins Schlafzimmer zurück. Wir durften nicht hinein, sondern mussten warten. Ganz dumpf vernahmen wir ihre Stimmen hinter der Tür, aber so sehr wir uns auch anstrebten, es war kein Wort zu verstehen. Diese Entscheidungen gingen immer gegen mich aus. Aber meine Schwestern sagen heute, das würde nicht stimmen. Meine Erinnerung hätte mir da einen Streich gespielt. (Vielleicht haben sie sogar recht.) Wenn die Tür aufging, war die Entscheidung gefallen. Vater verkündete sie. Am schlimmsten war es, wenn wir den Sommer wieder bei der Großmutter verbringen mussten. Dann begann alles von Neuem: das Zusammenräumen, die *Erziehung*, die Angst. (Die *richtigen* Sommererlebnisse verblassten, bevor sie entstanden waren.) Einmal wachte ich morgens mit einem geschwellenen Augenlid auf. (Irgendeine Infektion oder ein Insektenstich.) Das Auge vermochte ich gar nicht zu öffnen, weil die Schwellung so stark war. Ich wollte nicht aufstehen, doch Matelda zog mich aus dem Bett, und ich geriet in Panik, denn ich hatte Angst, wegen des geschwellenen Auges wieder geschlagen zu werden. Gesenkten Hauptes folgte ich meinen Schwestern in die Küche, weil ich dachte, wenn ich die Schwellung ignorierte, bemerkte vielleicht auch Großmutter nichts. (Vogel Strauß.) Doch sie bemerkte sie und zwar sofort. Zu meiner Überraschung setzte sie mich mit aufmun-ternden Worten auf einen Stuhl und holte einen feuchten Waschlappen, um das Auge zu kühlen. Wie es weiterging, ist mir entfallen, nur die Furcht vor der Bestrafung ist geblieben. Das Ge-

fühl, irgendwie durchhalten zu müssen, verstärkte sich damals ... immerhin hatte ich inzwischen gelernt, dass unsere Aufenthalte bei der Großmutter auch einmal zu Ende gingen. Zwischen meinen Schwestern und mir entstand ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das uns nach wie vor vertraut ist. Obschon ihre Erinnerung an diese Ereignisse bei Weitem nicht so klar ist wie meine, nicht so deutlich, nicht so rabiat. Wenn sie versuchen, etwas von dem, was mir widerfuhr, abzuschwächen, höre ich Mutter aus ihnen reden. Aber immerhin lassen sie mein Wort gelten. Meinen Widerspruch. Meine Versuche, aus den einzelnen Puzzlestücken, die in meinem Gedächtnis haften, etwas Ganzes zusammenzufügen, etwas, das nicht mehr aussieht wie das brüchige Stückwerk meiner frühen Kindheit. (Wo ist der Tee?) Nie werde ich vergessen, wie die Eltern uns eröffneten, dass wir zukünftige Ferien mit ihnen und nicht mehr bei der Großmutter verbringen würden. Ich stand kurz vor dem Eintritt ins Gymnasium. (Natürlich sollte ich in dieselbe Schule wie meine Schwestern, die dort bereits zwei Jahre hinter sich hatten.) Wir fuhren nach Italien. Zum ersten Mal ans Meer. Dieser Urlaub grub sich vielfach in mein Gedächtnis: das Herumtollen am Strand mit den Zwillingen, das Ballspielen mit meinem Vater, die Sandburgen, das ungewohnte Essen und die Pizza, die Krabben an der Mole, das schmierige Sonnenöl – und das Bekenntnis. Ja: das Bekenntnis. (Der Gedanke daran schmerzt.) Heute würde man es vielleicht *Outing* nennen. Obwohl das nicht ganz passt. Am zweiten oder dritten Tag, wir saßen alle fünf beim Frühstück, platzte es aus mir heraus. Ich verlor völlig die Kontrolle über meinen Körper und zitterte, mein Blick war wegen der Tränen, die plötzlich aus mir rannen, ganz verschwommen, notdürftig versuchte ich mich am Stuhl festzuhalten, und ich redete und redete und redete. Da gab es kein Nachdenken, kein überlegtes Formulieren, ich ließ einfach alles aus mir heraus, sprach von den Schlägen der Großmutter, vom Kochlöffel, von der Hundeleine, von den Handschmerzen, die sie mir angelastet hatte, von ihrem Aufschrei, wenn sie meinte, mich jetzt und genau jetzt *erziehen* zu müssen, von ihrem hysterischen Gezeter und den Hieben, die immer stärker wurden, je verzweifelter ich heulte. (Jetzt

brauch ich auch keinen Tee mehr.) Die Eltern schwiegen. Sie schwiegen auch noch, als meine Worte versiegt und ich nur mehr weinte. Nach einer Weile fragte Mutter, ob das denn stimme. Tamelda und Matelda drucksten auf ihren Stühlen herum, schauten auf den Tisch, und bevor sie noch eine Antwort gaben, sagte Vater: Also ja. Genaueres vom weiteren Tagesverlauf weiß ich nicht mehr. Vielleicht nahm Mutter mich in den Arm, vielleicht die Schwestern, vielleicht ging Vater mit mir allein auf der Standpromenade spazieren. (Ich wurde *nicht* bestraft – das war das Wichtigste.) Nach dem Urlaub verbrachten wir weiterhin einzelne Tage und Wochen bei der Großmutter, aber ich wurde nie wieder geschlagen, nicht einmal dann, wenn ich meine Sachen nicht ordentlich aufgeräumt hatte. Freilich dauerte es Jahre, bis ich diese *Schonzeit* verinnerlichte, denn die Angst, geprügelt zu werden, verließ mich erst während des Studiums. Vater hat mir nie erzählt, was damals geschah, ob es Streit gab, wie sie Großmutter zur Rede stellten und ob sie ihr Verhalten bereute. Die Eltern fuhren kaum noch zum Arbeiten ins Ausland, dafür mussten wir mit weniger Geld auskommen. Die Skikurse im Gymnasium waren ein Luxus. Für uns zumeist unerschwinglich. In der Oberstufe hatte ich dabei Gesellschaft, denn auch mein Freund Witte fuhr nicht mit, und während die übrige Klasse irgendwo im Gebirge Pisten pflügte, trafen wir uns zum Reden und Lesen. Oder besser: zum Lesen und Reden. Denn wir lasen gemeinsam, lasen beide dieselben Bücher und sprachen darüber. Zu dieser Zeit entwickelte Witte seine ersten schriftstellerischen Visionen, und er begann zu experimentieren, schrieb kleine Dialoge und Gedichte. In der Sechsten oder Siebten verfasste er ein Theaterstück und brachte unseren Deutschlehrer dazu, das Stück gemeinsam mit den Kameraden einzustudieren. Zu einer Aufführung kam es hingegen nicht mehr, weil die Proben am Nachmittag zu wenig ernst genommen wurden und der Professor auf seinem Stuhl regelmäßig einnickte. (Deutsch ist ein geruhames Fach.) Etwa zu dieser Zeit begann meine Teilnahme an der Leichtathletik. ... Als Großmutter starb, empfand ich keine Trauer. Zwar gelang es mir, insbesondere beim Begräbnis, unauffällig und im Hintergrund zu bleiben, doch

genau genommen wollte ich nur, dass es so rasch wie möglich vorüberging. Natürlich sah ihr Grab auch Jahre später stets perfekt aufgeräumt aus. Bis heute empfinde ich keine Trauer, denn die Großmutter ist zwar tot, nicht indes meine Kindheit.

Karin Gayer

AUSMISTEN

Ich verorte andre Orte
in mir
und krame nach den
Eintrittskarten

die Kästen und die Laden
übertoll mit Ramsch
so ein Ramschladen
vollgestopft bis an den Rand

Berge von Unorten
ungehörten
unerhörten
früh verstörten

dazwischen Spalten
voll Licht.

Christl Greller

HERABGESTUFT

Aus dem Roman „Nachtvogeltage“

Felix stellte zwei große Schachteln vor seinen Schrank, daneben zwei geräumige Papierkörbe. Aufgrund der Umorganisation wurde wieder umgesiedelt bei der Werbeagentur C, B & Co. Abgesehen von seiner Absetzung als Abteilungsleiter, die ihn persönlich betraf: Schlechter konnte es diesmal nicht werden. Vielleicht ergab sich sogar eine Verbesserung, denn der kalbsäugige Thomas hatte gekündigt, versuchte eine Karriere in einer neuen Kleinagentur. Seine Abwesenheit würde das Arbeitsklima zumindest in den Augen von Felix gewaltig verbessern. Insofern hatte Karl recht, wenn er meinte, der schnelle Personaldurchzug habe auch seine Vorteile.

Dazu kursierte das Gerücht, auch Susanne Redlich denke an eine Veränderung. Wie weit das wahr war, wollte Felix nicht erfragen. Zwei Dinge sprachen dafür: Der Austritt von ihrem kalbsäugigen Freund – und das ständige Hinuntermachen des Personals durch den Chef selbst, worin dieser ihr allerdings unleugbar ähnlich war. Sicher hatte er sich anfangs ihr gegenüber zurückgehalten, aber das ging natürlich nicht ewig.

Der Kalbsäugige sollte nicht ersetzt werden. Dafür wurde – als Zuckerbrot für die Gepeitschten – das große Grafikatelier aufgelassen und die Grafiker in Zweier-Zimmern untergebracht, was ihnen ein Gefühl der Aufwertung geben sollte. Alu-Profile und Gipskarton-Wände machten derartige Umbauten im Handumdrehen möglich. Für eine Aufwertung durch Umzug hatte Felix nur mehr ein müdes Lächeln. Aber zugegeben: Am Anfang seiner Karriere hatte er solchen Mätzchen geglaubt. Er hatte als Junger auch angenommen, dass in die höchsten Positionen von Wirtschaft und Politik nur die fähigsten und untadeligsten Personen aufsteigen würden. Nun ja.

Den Kasten musste er diesmal ausräumen, der kam nicht mit in das neue Zimmer. Er würde mit Christine zusammensitzen, da sollte er achten, versuchen, sich von ihrer Unordnung abzugrenzen. Aber sonst war das so schlecht nicht. Sie lachte gern und oft und war sehr gesellig.

Wenn auch die Leute murrten, ein Vorteil häufigen Übersiedelns war, dass man seine Sachen sichten und aussortieren konnte. Dafür dienten die Papierkörbe. Die eine Schachtel war für den Transport ins neue Zimmer, die andere für Dinge bestimmt, die Felix nach Hause zu nehmen beschlossen hatte. Über die Jahre hatten sich auch persönliche Dinge angesammelt. Er hatte sie in Schreibtisch oder Schränken aufbewahrt, weil er in der Agentur mehr Zeit verbrachte als in der Wohnung. Dass sein Heimatgefühl mittlerweile gelitten hatte, war eine traurige Entwicklung. Er musste sich zurückziehen, verschiedene Taue kappen, die ihn hierher gebunden hatten, seinen Ankerplatz mehr nach Hause verlegen.

Dieses Auseinandersortieren von geschäftlichen Dingen und Privatsachen, die er nicht länger hierlassen wollte, bewegte ihn mehr, als er zugeben wollte. Es kam ihm vor wie die Einleitung einer Scheidung, eine Gütertrennung nach vielen Jahren Ehe.

Das geschäftliche Material war umfangreich, aber ziemlich einfach zu schlichten. Da gab es die Vorzeige-Entwürfe. Dinge, die so gut waren, dass man sie immer wieder hervorzog und damit prahlte, egal, ob sie tatsächlich veröffentlicht worden waren oder nicht. – Dann die auf Kundenwunsch tatsächlich durchgeführte Werbung. Die begeisterte einen schon nicht mehr so uneingeschränkt. Davon konnte man im Grunde alles vernichten, was älter als zwei Jahre war. – Und dann gab es Arbeitsunterlagen, die man sammelte und archivierte, um sie bei Bedarf zur Hand zu haben, also Bilder aus Zeitungen, witzige Schnappschüsse, Fotos von Models und komischen Typen, appetitliche Nahrungsmittelaufnahmen oder beneidenswert gute Werbung der Konkurrenz.

In einer Mappe, die sich an der Rückwand des Rollladens verklemmt hatte, fand Felix Plakatentwürfe für ein Waschmittel, weiße Tücher im Wind, von der Sonne durchstrahlt. Er kannte die Marke, sie war nicht aus dieser Agentur. Flott hingemalt waren die Sujets, hinreißend in ihrer

Einfachheit. Es war wohl schon eine Zeit her, dass die Bilder entstanden waren, denn heute malte man nicht mehr.

Es dauerte eine Weile, bis er daraufkam, dass die Entwürfe von ihm selbst stammten, lange vor seiner Zeit bei C, B & Co. Als er das erkannte, nahm er sie nochmals vor und studierte sie, wie von einem fremden Menschen. Und er war dem Maler dieser Entwürfe auch fremd, wenn man bedachte, dass man sich alle sieben Jahre vollkommen erneuerte. Aufmerksam und betroffen suchte er in den Bildern dieses ihm Unbekannten sich selbst. Es war wie mit alten Fotos oder mit Briefen, die man seinerzeit an die Eltern gesandt hatte: Man wusste, man hatte sie geschrieben – und doch las man sie mit Verwunderung wie ein Fremder.

Wie alt mochte er damals gewesen sein? Fünfundzwanzig, dreißig? Aus den Bildern sprach Mut und Zuversicht. Da war noch keine Spur von den vielen darüber gelagerten das Strahlen trübenden Jahren. Damals – das waren die Tage, wo man von Zukunft umzingelt war. Man war verliebt, Kinder kamen, die Eltern lebten noch, Geschwister, Freunde, Kollegen ... Das Leben schwappte über, man wusste es gar nicht unterzubringen in seiner Fülle. Und später: Für die Kinder war man unwichtig geworden, die Eltern starben weg, dann die Freunde und Schulkollegen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis man alleine war in einer Wüste voll mit Menschen.

Schon wieder düstere Gedanken. Wie war es nur möglich, dass er innerlich so abgebaut hatte? Oder waren es seelische Narbenschmerzen, die sich mit jedem Jahr mehr bemerkbar machten? Da war nicht nur sein Bein, dessen beim Gehen kaum sichtbare Verkürzung seine Spuren im Hüftgelenk hinterließ und an dessen Narben er jeden Wetterumschwung vorhersagen konnte. Da war auch seine Seele, deren Verletzungen im schäumenden Strudel der Jahre überwunden schienen, umso mehr, als ständig neue Wunden ablenkend dazukamen. Nun, da die Wasser des Lebens ruhiger wurden, stieg oft das Unbewältigte wieder hoch, überhaupt nachts in den Träumen, gärend, in riesigen Blasen.

Fast jede Nacht war Felix bedrückenden Träumen ausgeliefert. Margot sagte, sie träume selten, zumindest war es ihr selten bewusst.

Doch jeder trug an seinem Leben, die Körpersprache verriet es. Da

war der Urologe im Nebenhaus. Er hatte seine Praxis eröffnet um die Zeit, als Margot und Felix in die Wohnung gezogen waren, ein drahtiger Mann mit weit ausholendem Schritt und lebhaftem Blick. Inzwischen waren sie nebeneinander älter geworden. Noch immer ging der Arzt jeden Tag in seine Praxis. Er war nun doppelt so stark wie vor Jahren. Sein Schritt – etwas bedächtiger – war immer noch weit ausholend. Doch nahm er das Bein jedes Mal ein klein wenig zurück, als würde er sich sonst zu weit vorwagen. Sein Kopf bewegte sich nicht mehr interessiert hin und her. Er war nach vorn gesunken, das Gesichtsfeld eingeengt auf den Gehsteig, der Blick nach innen gerichtet.

Felix hätte viele solche Beispiele aufzählen können. Mit seinem geschulten Blick und seiner visuellen Begabung konnte er bei einem alten Menschen unter den vielen Farbschichten seines Lebens das unbefleckte Kinderantlitz freilegen oder sich ausmalen, wie ein Teenager in vierzig Jahren aussehen würde. Gegen diese Vorstellungen konnte er ebenso wenig tun wie Margot gegen ihre ewigen Sprüche.

Über diesen Vergleich musste er schmunzeln. Doch seine Fähigkeit, sich Leute in verschiedenen Altern vorzustellen, führte ihm etwas vor Augen, wogegen er sich in seinem Inneren eigentlich wehrte: dass alle in ständiger Entwicklung begriffen waren, sein mussten. Und wenn man sich nicht selbst – freiwillig – weiterentwickelte, so wurde man entwickelt, hinauf und hinab mit allen Umstellungen, da gab es kein Sträuben. Das Schicksal wendete Gewalt an. Es war kein Wunder, dass man oft wünschte, das Große Tor würde endgültig ins Schloss fallen und damit allem ein Ende machen.

Warum nur geleitete ihn die klirrende Stimme der Angst? Warum konnte er nicht einfach in den Tag hineinleben und genießen – oder war das nur den ganz Blöden vergönnt? Hieß es deswegen: Selig sind die Armen im Geiste? – Er knallte seine alten Waschmittelplakate samt Mappe auf den Tisch.

„Is was?“, fragte Karl, der an der offenen Tür vorbeiging. Neugierig schaute er herein. Felix lachte zornig.

„Nichts. Ich werfe nur mit alten Waschmittelplakaten.“

„Waschmittel! Mein Lieblingsgeschäft! Bitte bringt mir Waschmittelkunden!“, kreischte Karl begeistert, und dann abgesetzt: „... die können wenigstens zahlen ...“

„Das ist dann, was man Schmerzensgeld nennt“, nickte Felix.

„Was ist mit einem Bier am Abend?“

„Okay. Bin bald fertig mit dem Auseinanderklauben. Ich muss nur noch drüben einräumen, ich meine notdürftig wenigstens. Sagen wir halb sechs, sechs?“

Felix legte die alten Waschmittelentwürfe obenauf zu den Dingen, die er nach Hause nehmen würde. Er war nur noch ein einfacher Mitarbeiter. Ein „Untergebener“, das musste er schlucken. Schluss war damit, dass er einbezogen war in Planung und Entscheidungsfindung, dass er mitbestimmte. Schluss mit dem ganzen Balsam einer verantwortungsvollen Position. Es war nicht leicht, damit fertig zu werden. Das coole „Schaugehen“ war schließlich nur äußerlich.

Abhärten. Man müsste sich abhärten, innerlich, doch war es ihm bisher noch nicht gelungen. Margot, der er diese Erfolglosigkeit einmal gestand, umarmte und küsste ihn.

„Ich bin gar nicht sicher, ob ich dich dann noch liebhaben könnte.“

An sich fand Felix das Schaugehen gut. Schlecht war, dass es nur Fassade war, notdürftig gepölzt sozusagen, und das Gebäude dahinter brach zusammen. Er sollte versuchen, seine Darstellung auf „Schauleben“ auszudehnen, in sein Inneres hinein. Da gab es diesen alten Trick für Morgenmuffel: Man grinste so lange in den Spiegel, bis man über sich selbst lachen musste. Tatsächlich hatte er damit einmal Erfolg gehabt. Vielleicht konnte man sich persönlich austricksen und sich so lange ein prima Schauleben vorspielen, bis man selber daran glaubte. Bis echtes Leben daraus würde.

Dietmar Grieser

MATERIALISIERTE ERINNERUNG

Was dem einen (Schiller) seine faulen Äpfel in der Tischlade, war dem anderen (Doderer) sein im Arbeitszimmer versprühtes Lavendelwasser, und von Ernst Jünger erzählt man sich, wenn er am Schreibtisch gesessen sei, habe oft tagelang kein Fenster geöffnet werden dürfen: Sein Stimulans war der Mief. Sigmund Freud nahm seine Sammlung von Bronzestatuetten, Gipsfiguren und Vasen, deren Nähe ihm als Inspirationsfetisch unentbehrlich waren, sogar auf Reisen mit.

Auch wir schlichteren Gemüter hängen an unserem Krimskrums, umgeben uns mit geliebten Gegenständen, die sich, da ausschließlich für unsereins von Bedeutung, jeder objektiven Bewertung entziehen. Teils sind sie Anregungshilfe, teils dienen sie einfach dazu, Behagen zu verbreiten, wieder anderes ist uns als Medium zu innig verehrten Menschen heilig oder als materialisierte Erinnerung an wichtige Lebensstationen, Schicksalsfügungen, Reisen. Man muss nur aufpassen, dass sie einem nicht über den Kopf wachsen – am Ende bleibt auf dem Arbeitstisch nicht einmal mehr Platz für ein Blatt Papier.

Auch in meinem Devotionalienladen wird's allmählich eng. Und doch – Möglichkeiten der Eindämmung sehe ich nicht. Wie sollte ich es beispielsweise übers Herz bringen, das gläserne Goethe-Barometer aus meiner Nähe zu verbannen, das mir seit Jahr und Tag, ein Gastgeschenk des Berliner Kollegen Heinz Knobloch, die Luftdruckveränderungen anzeigt? Auch die Schnapsflasche mit dem Aufkleber „Grillparzergeist“ möchte ich nicht missen – wohl wissend, dass es nur der Werbegag einer Destillerie war, die sich im Elternhaus des Dichters eingenistet hatte. Adalbert Stifter ist mit einer Reproduktion seines Ölbildes „Blick in die

Beatrixgasse in Wien“ vertreten, Peter Altenberg mit dem auf einen Briefbogen seines venezianischen Lieblingshotels gekritzelten Original seiner Prosaminiatur „Nippes“, mein über alles geliebter Victor Auburtin mit einem Bronzeabguss seines Porträtreliefs, das bis zu dessen Auflasung sein Grab geschmückt hat.

Den Fernen Osten, mit dessen Geisteswelt ich sympathisiere, habe ich in Gestalt eines aus Kampferholz gefertigten Abacus in Reichweite; mein seifensteinener Signaturstempel ist der phantasievolle Versuch einer Taipeher Gravierwerkstatt, meinen Namen ins Chinesische zu transmittieren. Die übliche Familienfotogalerie ist durch eine Planskizze meines frühverstorbenen Lieblingsbruders ersetzt – er war Landschaftsarchitekt. Die Schocknachricht von seinem Freitod erreichte mich bei Antritt eines Ibiza-Urlaubs. Ich war noch beim Einchecken in der Hotelhalle, als der Anruf eintraf, die Koffer waren noch nicht ausgepackt; seither sind mir Sommerferien am Meer traumatisch verleidet.

Ich reiste unverzüglich an den Unglücksort, nahm am Begräbnis teil, kümmerte mich vor allem um unsere völlig gebrochene Mutter und kehrte schließlich, auf jeden weiteren Urlaub verzichtend, an meinen Wohnort Wien zurück.

Es war einige Zeit danach, als es sich ergab, dass die in der Gegend um den Mondsee wirkende Hinterglasmalerin Helga Eiterer, auf deren Werk ich bei einer Wiener Vernissage aufmerksam geworden war, lebhaftes Interesse bekundete, mich zu porträtieren. Ich willigte ein, die Künstlerin machte sich an die Arbeit, das fertige Bild ging in meinen Besitz über, und Besucher, die es seither bei mir im Vorzimmer hängen sehen und kritisch betrachten, bescheinigen ihm allesamt außergewöhnliche Treffsicherheit.

Umso schwerer fällt es mir, eine Erklärung für meine eigene Beziehung zu besagtem Kunstwerk zu finden. Es begann zunächst nur allmählich, wurde mit der Zeit stärker und stärker, und heute gibt es für mich nicht mehr den geringsten Zweifel: Der mich da aus dem ebenholzschwarzen Bilderrahmen anblickt, bin nicht ich, sondern – mein verstorbener Bruder Helmut. Es sind seine Gesichtszüge: seine Verletzlichkeit, seine Rechtschaffenheit, sein Ernst. Ein Fall von Transfiguration,

die umso rätselhafter ist, als mein Bruder und ich in unserer äußeren Erscheinung nur wenig Ähnlichkeit haben.

Und die Künstlerin, die das Bild gemalt hat? Ich schwöre hoch und heilig: Sie hat von meinem Bruder nicht die blasseste Ahnung, ist ihm niemals begegnet, hat nie auch nur das kleinste Foto von ihm in der Hand gehabt ... An meine Peru-Reise auf der Suche nach Thornton Wilder's „Brücke von San Luis Rey“ erinnert die Nachbildung eines jener „Retablos“, mit denen in alter Zeit die spanischen Missionare im Andenhochland von Hütte zu Hütte zogen, um den Nachfahren der sonnengläubigen Inkas die christliche Frohbotschaft zu erläutern; vom Schauplatz der Hemingway-Erzählung „Schnee am Kilimandscharo“ habe ich ein Straußenei mitgebracht, aus Mexiko eine in allen Farben des Regenbogenspektrums schimmernde Keramiksonne, aus Portugal einen Barockengel, dem die Flügel nicht aus den Schultern, sondern aus der Brust wachsen, vom heiligen Berg Athos (wo mir die Ordensoberen, knapp an Novizen, schon die Mönchskutte angemessen hatten) einen vom langjährigen Gebrauch jämmerlich zerbeulten Blechnapf.

Auch Kindheitserinnerungen verlangen ihren Tribut: der schwergewichtige Anker-Steinbalken, die zierliche Zinnfigur des brennenden Paulinchens, die Schatulle mit dem Knetgummi, den die überstrenge Großmutter dem zu äußerster Reinlichkeit angehaltenen Knirps grausam vorenthielt. Jetzt, wenn ich mir vom Hantieren mit dem geduldigen Plastilin Linderung momentaner Nervositäten erhoffe, darf ich das einst Verbotene lustvoll nachholen.

Der schwarz-gelb gestreifte Holzbehälter mit dem trichterförmigen Einwurf, Replikat der alten k. k. Briefkästen, hilft über Frustrationen hinweg, die sich bei qualvoll langem Ausbleiben dringend erwarteter Poststücke einstellen; der „Tintensee“, das „Tor der geflügelten Worte“ und der „Konjunkturbrunnen“ auf der „Karte des Bücherlandes“ spenden Trost in Schreibkrisen; in der blechernen „Pengekasse“ aus dem Kopenhagener Tivoli ist der Notgroschen aufbewahrt.

Prunkstück aber ist jenes liebevoll intarsierte Biedermeier-Stehpult, das ich meinem früheren Rechtsbeistand abluchsen konnte, als er seine Kanzlei auflöste. Und meiner Wahlheimat Österreich huldige ich mit einem

Ehrenplatz für jenen zerschlissenen Wimpel, mit dem während des Ersten Weltkrieges unter der Devise „Indivibiler ac inseparabiliter“ den opferwilligen Patrioten Anerkennung gezollt wurde.

Den Einbrechern, die vor einigen Jahren mein Domizil heimgesucht haben, schulde ich Dank dafür, dass sie sich an keinem dieser Gegenstände vergriffen haben – es hätte mich schwerer getroffen als jeder andere Verlust.

Und da sollte ich selber – welch hässliches Wort! – „endlich einmal ausmisten“? Ausgeschlossen.

An Aufräumen ist nicht zu denken.

Doris Kloimstein

AUFRÄUMEN – WIE MAFIOS ...

Themenstellungen in Literaturzeitschriften gefallen mir, weil ich Spaß an meinen eigenen Gedankenblitzen habe, wenn ich so Themen lese, aber zu einer literarischen Ausarbeitung eines gestellten Themas kommt es bei mir höchst selten, weil ich kurioserweise mit Themenstellung die Wortverbindung *Fallen stellen* assoziiere, weiß Gott wieso diese neuronale Verknüpfung in meinem Hirn sich da vollzieht. Nicht einmal die Hirnforscher m/w/d* können mir dafür eine wissenschaftliche Erklärung liefern.

Nun ist gerade das Thema *aufräumen* dermaßen gefährlich, weil die Falle wirklich schon aufgestellt ist, aber jetzt will ich mir den Spaß machen und einen literarischen Text dazu schreiben. Die Einordnung, welche Textsorte mein Text nun ist, die überlasse ich den Lesern m/w/d*.

Zunächst wird es unliterarisch, weil ein renommierter Schriftsteller m/w/d* sich mit Banalitäten nur dann abgibt, wenn er sie ins Metaphorische transformieren kann oder einen gesellschaftskritischen Impuls geben kann oder einen Schlagschatten auf soziale Probleme von weltumspannender Tiefe und Schärfe werfen kann. Bei mir ist nichts davon gegeben, allein schon dadurch, dass ich von einem renommierten Schriftsteller m/w/d* meilenweit entfernt bin.

Aufräumen ist das Fadeste auf der Welt, sagen meine Enkelkinder, aber ich, die Omi, will die Spielsachen, die chaotisch überall herumliegen, nicht aufräumen, weil ich eigentlich auch finde, dass Aufräumen das Fadeste auf der Welt ist. Das sage ich aber nicht, sondern halte meine Enkel, eindeutig m/w*, dazu an, Ordnung zu machen, so wie ich schon ihren Vater, ist mein Sohn eindeutig m*, dazu gezwungen hatte, Ordnung zu machen. Als Mutter hatte ich tatsächlich Zwang ausgeübt, da will ich

nichts beschönigen. Als Omi kann ich keinen Zwang ausüben, weil ich mich nicht von meinen Enkelkindern m/w* bei ihrer Mama, ist meine Schwiegertochter eindeutig w*, vernadern lassen will, dass ich eine böse Omi bin. Deshalb bleibt das Spielsachenchaos so lange liegen, bis der Opi, mein Ehemann eindeutig m*, ein Machtwort spricht, und dann müssen die Enkerl aufräumen, weil er findet, dass aufräumen nicht die Sache der Omi ist, und es ihm obendrein wurscht ist, wenn die Enkelkinder m/w* schergeln gehen – er meint verpetzen, wenn er das sagt. Außerdem muss der Mensch m/w* – d* kommt dem Opi gar nicht in den Sinn – das Aufräumen im Kleinkindalter lernen, sagt der Opi, und wenn sie das nicht freiwillig machen, dann muss man sie dazu zwingen. *Aufräumen ist das Fadeste auf der Welt, Opi*, raunzen dann die Enkelkinder m/w* und räumen auf. *Stimmt ja irgendwie*, murmelt Opi in seinen Bart und serviert ihnen nach Erreichen des Ordnungszustandes Himbeerkekse. Die Brösel, die Himbeerpatzer wischt dann die Omi w* auf, so wie sie die benutzen Kuchenteller und Löffel abwäscht und aufräumt.

Jetzt wird es politisch, was mir zuwider ist, dass es wird, aber ich kann es nicht steuern, was da in meinem Hirn aufblitzt. Zur Erklärung, die eigentlich keine ist, jedenfalls keine politische, und nur sehr kursschicht, damit der Text nicht auch noch langweilig wird. Ulrike Guérot war Professorin an der Donauuniversität Krems; ich hatte die Fachstelle BEF* in St. Pölten geleitet, die von der Donauuniversität als Erwachsenenbildungseinrichtung zertifiziert worden war. Mit der Zertifizierung hatte die Guérot nichts zu tun, aber mit irgendeinem Weiterbildungsangebot, weshalb ich mit ihr mal Kontakt hatte, jedenfalls nur ganz lose. Sie galt wirklich als renommiert. Und an ihrem Renommee hätte damals niemand zu kratzen gewagt.

Niemand von uns hatte die Chance, um die sogenannte Pandemie oder Corona-Pandemie oder Covid-19-Pandemie herumzukommen, so dünn konnte sich keiner m/w/d* machen. So bin auch ich, die sich abgeschottet hatte, weil ich ohnehin schon vor der Pandemie nicht so gerne unter die Leute gegangen bin, obwohl ich im Job als sehr kommunikativ und menschenbezogen rübergekommen bin, trotzdem auf das Buch

Wer schweigt, stimmt zu, von Ulrike Guérot, gestoßen. Damit hat es mich ins Politische katapultiert, denn diese Politikwissenschaftlerin war auf einmal gar nicht mehr renommiert, sie war diffamiert, aber wenn ich hier diffamiert schreibe, dann habe ich mich gleich mitdiffamiert, also komme ich aus der politischen Falle, die ich mir selber gestellt habe, gar nicht mehr heraus. Und politisch gesehen besteht mein Leben aus lauter Fehlritten in Fallgruben, weil ich immer irgendwo gestanden bin, wo es irgendwie nicht gepasst hat, wo ich entweder naiv oder historisch falsch oder richtig informiert oder zu religiös oder zu areligiös oder zu ungebildet oder sonst was von wem m/w/d* angemerkt war, und literarisch gesehen besteht mein Leben hauptsächlich aus Brotberuf, also was immer ich jetzt weiterschreibe, es wird nicht besser, sondern ganz unaufgeräumt, gedanklich gemeint.

Zum Thema *aufräumen* zurück! In dem Buch verwendet an einer Stelle Ulrike Guérot das Wort *aufräumen*. Obwohl sie eine Professorin ist, hat sie dabei in ihrem Hirn nur an *aufräumen* gedacht, wie halt eine Frau denkt, was schon sehr blöd ist, denn das Wort wurde ihr ganz anders ausgelegt, nämlich im mafiosen Sinn von *wegputzen*, *vernichten*, ganz radikal wurde ihr das ausgelegt.

Zu einer Conclusio, besonders einer literarischen, komme ich gar nicht mehr, nur mit dem banalen Schlusssatz zum Anfang zurück: Das Thema *aufräumen* ist schon ein gefährliches Thema.

*: m/w/d: männlich, weiblich, divers // m/w = männlich, weiblich // m = männlich // w = weiblich // d = divers // BEF = Beziehung, Ehe, Familie

Daniela Kocmut

ENTSCHEIDUNGEN

Manchmal
muss ich mich entscheiden,
ob ich ein Gedicht schreiben
oder die Wäsche aufhängen soll.
Ob einen Gedanken notieren
oder den Geschirrspüler ausräumen.
Einen guten Satz hinkritzeln
oder staubsaugen.
Weil mir mittlerweile klar ist,
dass mir am Ende des Tages,
wenn die Wäsche hängt,
das Geschirr gespült,
der Staub weggesaugt ist
und die Kinder endlich schlafen,
die Puste ausgeht
für ein kleines Gedicht.

Und dann hallt der Satz
A clean home is a sign of a wasted life
in meinem Kopf nach.

Für diese Zeilen
habe ich alles liegen und stehen lassen
und weiß jetzt nicht mehr, was zu tun war.

Erika Kronabitter

AUFRÄUMEN

Mir wäre lieb, wenn es das Wort „aufräumen“ nicht gäbe. Meine Seelenruhe, so glaube ich, wäre mit Bestimmtheit wiederhergestellt, besser gesagt, wäre nie aus dem Gleichgewicht gekommen, mein Leben wäre Ruhe und Beschaulichkeit.

Solange das Aufräumen überschaubar ist, ist es auch kein Problem: Herumkullernde Staubkugeln sind sichtbar, können weggesaugt werden, die täglichen Brösel, Zucker-, Salz- und Pfefferstäubchen, Essenskrümel, die beim Kochen auf den Boden fallen, Patzer, Flecken auf Tischtuch, Servietten und auf den Stoffbezügen der Esszimmerstühle können weggewischt, aufgesaugt und rausgeputzt werden.

Ordnung im Kasten zu halten, ist eine Leichtigkeit, die Pullover, T-Shirts und Kleider sind nach Farben geordnet und jahreszeitentauglich gestapelt bzw. aufgehängt. Ebenso Slips und BHs, Nylonstrümpfe und Socken farbmäßig in kleinen Körbchen aufbewahrt, Mützen, Hüte, Handschuhe, alles an seinem Platz. Ordnung ist das halbe Leben. Eine andere Art aufzuräumen ist das Aufessen. Sitze ich am PC, um Ordnung zu schaffen in diesem Wirrwarr der Vorkommnisse, ereilt mich die plötzliche Idee, vorher noch etwas in der Küche aufräumen zu müssen, den Kühlschrank etwa, sicherlich aber an jenem Ort, an welchem die Süßigkeiten versteckt sind. Die Motten, die sich, seit ich nur noch Bio-Müsli und Bio-Zeugs kaufe, vermehrt in den Lebensmittelschubladen einnisten und trotz Eliminierung des kompletten Vorrats immer wieder als blinde Passagiere in den Biopäckchen in die Wohnung schleusen lassen, die Motten bzw. ihr erneutes Auftreten muss überprüft werden.

Diese Idee ploppt ausgerechnet dann auf, wenn ich eigentlich etwas Wichtigeres zu tun hätte: Nämlich das sich auftürmende Durcheinander

im Computer, das sich, wie Sie ja alle wissen, nicht auf- oder rauftürmt, sondern irgendwo auf dem Bildschirm unter die Taskleiste runterrutscht und für immer im Nirwana verschwindet, wenn ich also dieses Drunter und Drüber aufräumen möchte. Es ist ein unbestimmter Gedanke, manchmal auch unbestimmter Heißhunger, eine Unbefriedigtheit, die mich aufspringen und zum Küchenschrank eilen lässt. Ist da jemand, also ein Stückchen Schokolade oder ein paar Nüsse? Rosinen oder gar noch ein *Mon Chéri* aus der gestrigen Packung? Nein, das hatte ich doch gestern schon verspeist. Nach dem Zähneputzen.

Urs Wehrli hat sich über das Aufräumen ausgiebig Gedanken gemacht: Kunst aufräumen nennt er seine Philosophie der Ordnungsliebe, die ein Ordnungszwang ist: Er ordnet alles: Er ordnet die Pommes fein säuberlich nebeneinander, die Buchstaben der Buchstabensuppe und Autos auf Parkplätzen ebenso wie die roten, blauen und anderen Farbflecken der Bilder von Miro, Kandinsky und anderen berühmten Schriftstellern.

Oder waren dies Künstler? Unordnung, so Wehrli, ist verabscheuungswürdig, und Wehrli – ein Schweizer, was sonst – bringt jegliche Unordnung in Ordnung, auch wenn es Probleme mit sich bringt.

Der Sprung zum Küchenkästchen und zu der vermeintlich darin befindlichen Schokolade befördert sicherlich das Wissen um irgendwelche Unordnung zutage. Die Servietten liegen etwas schief, eine Rosine, die aus ihrer Verpackung gekugelt ist, oh, ein altes Keks in der Dose. Wenigstens etwas – nein, dieses Gespinst am Keksboden: Eindeutig: Schon wieder haben sich irgendwo die Motten eingenistet. Ich wollte doch am Computer, aber nein, zuerst muss das mit den Motten erledigt werden. Werden die Motten nicht bekämpft, gibt es Mottenkinder.

Während ich also die Lebensmittelschubladen untersuche, alle Nudel-, Reis-, Mehl- und anderen Päckchen in den Fälzen und Kanten nach Mottengespinst und Larven absuche, ploppt ständig der Bildschirm meines Handys auf. 260. 282. 295. 305.

Das wollte ich doch wirklich: Heute wollte ich endlich alle meine ungelesenen Mails lesen. Endlich alles bereinigen. Aufarbeiten. Beantworten. Mir Zeit für die unbeantwortet gebliebenen Nachrichten nehmen.

345. Ich lasse die Motten Motten sein. Lasse alles liegen. Setze mich wieder zum Computer und öffne die Mailnachrichten. Jenen Personen, die ich persönlicher antworten möchte, werde ich später schreiben. Zuerst das Organisatorische. Am Abend die persönlicheren Mails. Es wird Abend. Es wird Nacht. Ich bin todmüde. So müde, als ob ich eine halbe Flasche Gin getrunken hätte.

Das geht so Tag für Tag. Nacht für Nacht. Tag für Tag. 460. 790. 810. Frühling. Sommer, Herbst. Dezember. 972 ungelesene Nachrichten.

Am 1. Jänner markiere ich alle Mails. Drücke: „Alles Löschen“.

Ein neues Leben.

Maria Lehner

WIR SIND „HEMPELS“! (?)

Bei unseren ordnungsverliebten Nachbarn ist der Ausspruch, es sehe aus wie bei Hempels unterm Sofa, ein Manifest des Sich-Entrüstens: Wie kann man nur? Was sind das für Leute? Es gilt also, was zu tun, denn: „So sind wir nicht!“

Los geht's. Da wird aufgeräumt, weggeräumt, abgeräumt, umgeräumt, auf dass die Besucher sagen, „Ah, wie großzügig und offen der Raum aussieht!“, und auf dass Platz werde für Neues, was auch immer das sei. Wohin aber jetzt mit den Alltagslügen, den schlechten Gewohnheiten, den kleinen und großen Nachlässigkeiten? Wohin mit dem, was sich in unserem toten Winkel eingenistet hat?

Unters Sofa! Das geht eine Zeitlang gut, aber dann quillt die versteckte Bösartigkeit aus der Polsterung, schmiert sich die Selbstgefälligkeit in die Armlehne, balgt sich die Impertinenz mit dem Lurch. Ganz hinten unterm Sofa, dort, wo das Licht der Leselampe nicht hinkommt, lagern die Stanzformen für Vorurteile. Seitlich unterm Schatten des Kopfteils verlieren sich die Puzzleteilchen der Plattitüden. Hinter der Stelle, wo der Sitzende den rechten Fuß abstellt, vertrocknen die alten Schwindelien in einer Blechdose, deren Verschluss klemmt. Hinten an der Wand schimmert Verrat in glitzerndem Bonbonpapier. Dort, wo die Katze ihren Schlupfwinkel hat, verkriecht sich das vom Mitlaufen abgenutzte Schuhwerk.

Mag der Raum noch so aufgeräumt sein: Unterm Sofa ist alles griffbereit: wer weiß ...?

Nicole Makarewicz

WINDSTILL

Sie hat den Wald im Rücken. Fichten und Tannen, eine dunkle Wand. Das alte Bauernhaus stemmt sich gegen die Böen, ächzt, wimmert. Sie vergräbt das Gesicht im Kopfpolster, presst die Hände an die Ohren, konzentriert sich auf die Geräusche in ihrem Inneren. Das Rauschen des Blutes kommt gegen das Tosen des Sturmes nicht an.

Da kommt ein Wetter. Die alte Huberin hat es in den Knochen und der Huberin ihre Knochen lügen nicht.

Sie hat der Fleischhauerin nicht geglaubt. Sie kennt die alte Huberin nicht, weiß nicht, wie wahrheitsliebend ihre Knochen sind. Vorräte hat sie keine nach Hause geschleppt. Sie isst nicht viel und das Dorf ist eine halbe Stunde Fußweg entfernt.

Du brauchst Gesellschaft, Kind.

Das Mantra ihrer Mutter bei jedem Anruf.

Vergrab dich nicht in deiner Einsamkeit.

Nur selten hebt sie das Telefon ab, meist lässt sie das Klingeln im Haus verebben, bis die Stille den Raum zurückerobert hat. Keine Kraft, sich der mahnenden Besorgnis zu stellen. Dem Vorwurf, der in den Worten ihrer Mutter mitschwingt.

Saiten, die er angeschlagen hat. Saiten, die nachklingen, verstimmt und misstönend. Seine Melodie, ihr aufgezwungen.

Ihr Bett ist ein Gebirge aus Daunendecken, Federkissen und Pölstern. Hänge und Täler aus weichem Stoff. Helle Farben, zarte Muster. Das Herz des Baus, in dem sie sich verkrochen hat.

Das Wetter der alten Huberin bringt sie um den Schlaf. Im Wind hört sie seine Stimme. Ein dunkles Timbre, sanft und einschmeichelnd. Ein-

lullend, in gefälschter Sicherheit wägend. Der Wind umgarnt sie mit nie
gesagten Worten.

Bist du dir sicher, Kind? Du kennst ihn doch kaum.

Ihre Mutter hat das Wetter in den Knochen gehabt. Den Sturm hat
selbst sie nicht vorhergesehen.

Sie schwitzt. Ihr ist kalt. Ihr ist heiß.

Sie fühlt sich fiebrig. Jeder Nerv ihres Körpers ist überreizt, vibriert
im Rhythmus des Sturms. Der Wind kriecht unter ihre Haut, flüstert von
Vergangenem, das sich nicht vergessen lässt.

Eine Schande, so etwas.

Kopfschütteln, mitfühlende Laute, Bedauern, das sich in die Gesich-
ter fräst, sobald sie wahrgenommen wird. Sie spiegelt sich darin, eine
Erinnerung, daran, was hätte sein können.

Es sind die Älteren, die Alten, die sie ansprechen. Die Jungen, die
Gleichaltrigen, wenden sich ab. Ertragen ihren Anblick nicht. Die Ge-
schichte, die er erzählt. Die Warnung, die er in sich birgt.

Sie blendet das Mitleid aus, meidet Augenkontakt, sagt kaum das
Nötigste.

Du kannst nicht vor dir selbst davonlaufen.

Ein unbefolgbarer Ratschlag. Sie muss sich in Sicherheit bringen,
vergeblich, vergeblich, aber sie muss es versuchen.

Im Dorf ist sie keine Unbekannte, das macht es leichter. Und schwie-
riger. Sie muss sich nicht erklären. Die Antworten, die sie nicht gibt,
umkreisen sie dennoch. Unterschwellig erwartet, unbewusst eingefor-
dert. Sie spürt den Druck, gibt ihm nach, verbiegt sich, beult sich aus.

Noch ist sie nicht zerbrochen. Noch hält sie sich zusammen, mit
tausend Armen, die ihre Bruchstücke vor der Auflösung bewahren. Ihr
Selbst zerrinnt ihr zwischen den Fingern wie Sand und Zeit, Gestern und
Morgen werden eins, und sie hält und hält und hält und hält.

Der Sturm pausiert. Die Stille drückt sie nieder. Stumm verharret sie
in Bewegungslosigkeit. Die Decken und Pölster aufgetürmt, Wälle bil-
dend. Das herrische Klopfen dämpfen sie nicht. Sie schließt die Augen.
Was sie nicht sieht, muss sie nicht wissen.

Aber sie weiß es.

Er hat sie gefunden.

Sie stellt sich tot. Nimmt vorweg. Er ist gekommen, um es zu beenden. Bevor sie sich hierher verkrochen hat, den Rücken zum Wald, hat er ihr das Gesicht gestohlen. Hat das Kaputte in ihm, das ihn zerfrisst, auf sie geschüttet. Die Essenz seines Hasses in Säure gebunden. Der Schmerz, die Entstellung, die Zerstörung sind ihm nicht genug.

Er prügelt auf die Türe ein, mit Fäusten, Tritten. Die Augen zugepresst, sieht sie ihn vor sich. Sein Gesicht zu einer Fratze rasender Wut entstellt. Fremde Züge, die sie geliebt zu haben dachte.

Die Tür hält ihm stand. Gezimmert für die Ewigkeit, vom Wetter gerberbt, vom Wind geschliffen.

Ein unmenschliches Heulen tobt um das Haus. Der Sturm ist zurückgekehrt. Zitternd stemmt sich ihm das Haus entgegen. Es ist ein Restposten der Zivilisation, vergessen oder noch unentdeckt, das ist nicht entschieden. Das Dorf stirbt. Die Jungen verschwinden, die Alten vergehen. Trotzig verweigern sich die Fleischhauerin und der Wirt der Resignation. Ein einziges Lebensmittelgeschäft hat noch nicht zugesperrt, im Sortiment alles, was man zum Leben braucht, und nicht viel mehr. Die Kunden sterben weg, sagt die Fleischhauerin, und dass sie die Letzten sein werden, aber so ist das Leben, alles ändert sich.

Hinter dem Haus ist der Wald und der Wald ist die Grenze. Dass er sie gefunden hat, hier, am Ende der Welt, verschlägt ihr den Atem, den Verstand. Sein Toben wird vom Tosen des Windes übertönt. Sie ist schockparalysiert, ein Reh im Scheinwerferlicht, Beute, die er endlich gestellt hat. Sie zählt die Sekunden, verirrt sich in Minuten, verliert sich in Stunden, die vielleicht nur Sekunden sind. Irgendwann graut der Morgen und der Sturm verstummt, als raube ihm das Licht seine Kraft.

Wie auf Kommando beginnen die Vögel zu plaudern. Sie verkriecht sich unter die Decke, die klamm ist und stickig, getränkt von Angst und Schweiß. Hält die Luft an, bis ihre Lungen in Panik geraten und ihren Körper aus ihrem Versteck sprengen, als würde er Wasser durchbrechen. Keuchend lauscht sie in die zwitschernde

Stille und hört ihn nicht. Sie ist tot. Sie ist lebendig und alles dazwischen.

Bloßfüßig schleicht sie die Treppe hinunter, tastet sich vorsichtig an den Eingang heran, den Fluchtinstinkt unterdrückend. Sie zieht die Türe auf, den Atem anhaltend, jenseits der Angst, kein Laut, nur noch Entschlossenheit.

Er liegt am Boden. Der Kopf seltsam abgewinkelt, ein armdicker Ast neben seinem Kopf. Der Wind ist verstummt. Es ist Zeit, aufzuräumen.

Ilse Pauls

DER BESUCH

Er war heute aufgeräumt und guter Laune.
Unsere Gespräche blieben an der Oberfläche,
keine heißen Eisen wurden angerührt,
die Welt schien in Ordnung zu sein.
Wir fragten nicht nach seiner Frau oder:
Was macht dein Sohn?
Nichts störte die gute Stimmung. –
Auch das Zimmer war aufgeräumt worden.
Ob eines mit dem anderen zu tun hat?

Bruno Pisek

DER NEBEL REISST AUF

Aufbewahrtes entstummt. Vom zweiten Hören der Klänge.

1

Ein entstummer Tonträger mehr
eine Kassette eine Spulenschachtel weniger
das nächste Band noch stummen Magnetismus
ausgelesen in Wiedergabestrom gesetzt in ein neues Format entstummt zugleich von
meinen Ohren akribisch verfolgt

nicht beiläufiger
das Aufmerken
als beim ersten Hören
im Aufnehmen
in hell aufflackernden Hirnarealen
wo bereits einsetzende Querverbindungen
uns wach halten wachsam halten hellwach halten Signal und Klang bewusst halten
damit wir weiter beständig unser Hören
prüfen
tief atmend
mit hellen Ohren

2

Die mit angesammelten Tönen nach und nach sedimentierten Regale
davor bodendeckend verfrachtbare Kartonagen, unter Anstrengung beweglich
gehalten dazwischen vier Klangprozessoren entkabelt
appellativ

der Anblick
führt mir Ideen zu

3

Klangwendungen, Imaginationen, erhören
und dem überraschend wechselnden Ineinandergreifen der Töne folgen
die entstummten Teile im Horchen vereinen um
aufzutauchen
im Wiederklang

4

Und wenn wir uns hüllen
in vergangene Töne
fesseln sie uns mit den
Fingerkuppen
legen einen Schal um uns
eine wärmende Gewissheit einer erneuten Erzählung der Nebel reißt auf
und wir entziffern einen Text
im Fortlaufen der Töne

5

Dabei
habe ich nur im Archiv an den Überspielungen weitergetan
und Tonstaub weitergetragen transformiert in ein anderes Format überspielt und
die Töne
unerwartet frei
verlassen Schubladen verlassen Kategorien
es sprüht
wieder Klangenergie
unter dem Arbeitslicht

BRIGITTE PIXNER

SO VIELE ALTE TRÄUME!

So viele altgediente Träume
hängen im Kasten!
Unglaublich, was sich
im Laufe eines Lebens
so alles ansammelt!

Ich versuche – zum Spaß –
in den schönsten von ihnen
hinein zu schlüpfen,
aber er ist viel zu eng.
Der Reißverschluss klemmt,
und das Blau ist
etwas ausgebleicht.
Auch der „rote Traum“ – schön
wie ein Ballkleid aus Chiffon –
sitzt nicht mehr richtig: Schade!
Aber eigentlich hat er
mir schon früher
nie richtig gepasst.

Träume, die längst verweht sind,
waren die schönsten.
Doch der Wind hat sie geholt.
Manchmal flittert einer
im April über die Berge.

FRÜHJAHRSPUTZ

Die beiden Augenfenster
blau bemalt.
Mein Haar gedüngt,
die Haut frisch tapeziert;
geschrubbt, gefegt, poliert gebürstet,
Herzkammern staubgesaugt,
Zwerch-, Bauchfell neu bespannt;
hier etwas Tünche
und hier Silikon!
Hirnwindungen gelötet,
Schrauben nachgezogen,
das Zentrum gut geölt,
Stoffwechsel vorgenommen –
diesmal Blümchenmuster!
Schleimhäute fest begossen
und in den Magen
zehn Tropfen Säure.
Auch die Galle auf
Hochtouren gebracht.
Rastpause ... ja, in Ordnung!
Zu guter Letzt
das Oberstübchen ausgebaut, möbliert,
auf einen Vogelkäfig nicht vergessen:
mit zwanzig Kolibris bestückt!

Verrückt? – Natürlich!

MOTTENKISTE

Während ich die
alte Kiste
flott enträume,
flugs entmiste,
schwirren Motten
flink und bieder
zuerst auf,
dann wieder nieder,
schlemmen Wolle
trotz Kontrolle.
Schnell ein Loch.
Flink einen Gang.
Krabbeln hoch,
höchst provokant.
Aber enden
voll Entsetzen
in den eklen
Spinnennetzen.

Valerie Springer

MEINE VERGANGENHEIT IST NUR EIN VORWORT

Goa, Indien. Anfang März. Ich sitze in einem Straßencafé und trinke Masala-Chai. Später Vormittag, schon jetzt brütend heiß. Ich blicke auf die Straße, wo Kühe und in bunte Sarris gekleidete Frauen von rechts nach links und von links nach rechts schlendern. Dazwischen klapprige Tuk-Tuks und ebensolche Fahrräder, alle halbe Stunde rast hupend ein überfüllter Bus vorbei. Die Krähen kreischen. Die Hunde bellen.

Vor mir auf dem Tischchen liegt mein Tagebuch, in das ich gerade geschrieben habe. In sechs Wochen werde ich abreisen. Ich denke an mein Arbeitszimmer zuhause in Österreich. Ich denke an die schwarzen Buchrücken in meinem Regal, an meine „schwarzen Bücher“. Ich schreibe – vielleicht ein bisschen maniert – in Moleskines, mit einem Füller. Handschriftliches, Körperliches. Das Virtuelle in meinem Denken wird in Worte gefasst, wird unverkennbar dingfest gemacht. Seit Jahren, Jahrzehnten schon schreibe ich Tagebuch.

Zuhause warten viele Kilogramm dieser Bücher darauf, irgendwann wieder zur Hand genommen zu werden, irgendwann wieder gelesen zu werden, von mir, nach meinem Tod von meinen erwachsenen Kindern. Von einem Entrümppler. Oder vielleicht von niemandem. Ich habe Zeugnis abgelegt in meinen Tagebüchern. Ich habe mich selbst und meine Jahre in die physische Wirklichkeit geholt, greifbar gemacht.

Ich überlege, wie es wäre, das alles loszuwerden, wegzuwerfen. Weil ich nicht mehr die bin, die ich war. Weil ich nicht mehr auf meine schriftlich festgehaltene Vergangenheit zurückblicken will, um mich zu definieren. Weil eine Identität, die sich auf Gewesenes, Vergangenes beruft, mir zu wenig ist. Ich schlürfe meinen Tee, denke nach. Erinnere mich an eine

Stelle in Marlene Haushofers Buch „Die Wand“: „Ich rechne nicht damit, dass diese Aufzeichnungen jemals gefunden werden. Im Augenblick weiß ich nicht einmal, ob ich es wünsche.“

Österreich, Mitte April. Ich bin soeben zuhause angekommen. Ich habe mich im Schneidersitz vor meinem Bücherregal niedergelassen und starre auf schwarze Buchrücken. Meine Koffer stehen noch unausgepackt im Gang.

Ich bin ein bisschen aufgeweicht von der langen Reise, vom Jetlag. Ich bin müde und ich lasse das zu, was man Innehalten nennt. Tatsächlich mag ich Worte wie Innehalten nicht. Sie sind Esoterik-verbraucht.

Ich frage mich, ob das, was ich in meinen alten Tagebüchern geschrieben habe, noch etwas mit der Person zu tun hat, die ich nun bin. Ich nehme ein paar der Bücher aus dem Regal, lese hier und da. Ich bin auf einiges gefasst. Und ich entdecke erstaunt, dass nicht viel Peinliches, Bedrängendes darin vorhanden ist. Ich habe Ereignisse geschildert, recht schlicht, recht distanziert.

Ich erinnere mich an die Erlebnisse, die ich in Worte eingepackt hatte, wissend, dass ich damals festhalten wollte, um das Erlebte nachträglich wieder fühlbar zu machen, um das Gefühlserlebnis irgendwann einmal in mir wieder zu neuem Leben erwecken zu können. Ich wollte auskosten, nicht nur im Moment, sondern auch zukünftig, ich wollte einfangen, analysieren, wissen, erkennen. Ich wollte meinem Empfinden nicht im Augenblick des Erlebens ausgeliefert sein, ich wollte es dekodieren, hoffend, das Erlebte würde mir irgendwann später sagen, welche Schlüsse ich aus ihm ziehen könnte.

Josef Roth schreibt in „Flucht ohne Ende“: „Schriftsteller erleben alles durch das Mittel der Sprache. Sie haben kein Erlebnis ohne Formulierung.“ So ging es mir. Ich hatte kein Erleben ohne Formulierung. Wieder blättere ich in meinen Aufzeichnungen, sie vermitteln mir, was ein Foto anderen sagen könnte, aber ich weiß, dass ein Foto das für mich nur annähernd kann. Meine Schilderungen, selbst mit meinen unausgereiften Formulierungen, machen für mich das Damalige zum Jetzigen. Ich kann die Vergangenheit wieder auferstehen lassen. Ich könnte, wenn ich wieder die Damalige sein wollte.

Ich will diese Bücher nicht mehr um mich haben. Ich will nicht mehr, dass mich schwarze Buchrücken an etwas gemahnen, das nicht mehr ist. Ja, möglicherweise will ich auch unliebsame Erinnerungen ungeschehen machen, durchaus. Möglicherweise will ich das erwähnte Peinliche, Bedrängende, auch wenn ich es nicht wirklich geschildert habe, einfach tilgen. Selektives Löschen der Festplatte. Wenn es nicht in aufgeschriebener Form existiert, dann existiert es gar nicht.

Ich stelle mir vor, mein Ich-Sein hätte – wie ein Computer – nur eine begrenzte Speicherkapazität. Je mehr Datenmüll, desto langsamer läuft das System. Wenn alte Programme oder Daten den aktuellen Prozess verlangsamen, dann muss man wohl ausmisten.

Ich denke an den Vormittag in Goa zurück, als ich daran gedacht hatte, meine Erinnerungen auszulöschen. Meine Aufzeichnungen sind festgehaltene Zeit. Sie vergrößern das Wissen um die Vergänglichkeit. Und so stehe ich schließlich auf, packe die vielen Kilogramm Tagebücher in Papiertüten und trage eine nach der anderen zum Altpapiercontainer. Künstlich herbeigeführtes Vergessen. Mein Regal starrt mich daraufhin leer an.

Es wird wohl wieder befüllt werden. Denn Schreiben ist mein Schicksal, meine Aufgabe, die kein Ziel hat, außer dem, es selbst zu sein. Schreiben ist mein Weg, mir meine Welt zu erschaffen, indem ich meinen gedanklichen Suchscheinwerfer auf ein Objekt richte, das unverhofft aus der Dunkelheit aufblitzt und wieder verschwinden würde, unterschätzt oder gar unbemerkt. Mein Erzähltes mag banal sein, doch das sind tagebuchähnliche Einträge immer. In besserer oder schlechterer Version verfasst, dreht sich Erzähltes stets um dasselbe: um die Konfrontation des Menschen mit sich selbst und mit der Welt, in der er lebt.

Martin Stankowski

IDEEN. SAMMELN. ORDNEN.

Paps musste natürlich das Haus besichtigen, als wir Kinder in der Schule waren und Mama ihre Frühdienst-Woche begann. Er behauptete, es gab nur diesen Termin vom Makler und bereits eine Menge Interessenten, da hatte er sich eben ranzuhalten. Und ausserdem, fügte er scheinheilig hinzu, wie soll er im Voraus wissen, wie die Umgebung des Hauses aussieht. Dort hielten vielleicht ältere Nachbarn hinter den Gardinen Ausschau, wie viel Kinder auf dem Grundstück einziehen. Die bitten dann die Noch-Eigentümer, solch lärmige Leute doch nicht ... und so weiter. Immerhin verpflichteten wir Paps, dass er für einmal die Kamera nicht vergass – was aber nur gelang, weil Mitzi, unsere Jüngste, die er bei der Gelegenheit im Auto mitnahm, ihm den Apparat vor dem Verschwinden in den Kindergarten schnell in die Kitteltasche steckte. Wir wollten, wenn schon nicht dabei, trotzdem einen Eindruck vom Haus bekommen. Aufgeregt, wie wir waren, gingen wir nach Paps Rückkehr und dem Znacht einfach nicht ins Bett. Die selbst neugierige Mama erlaubte uns, Papas Ausbeute anzuschauen. Was wollte der schon machen, also zeigte er sich großzügig. Wir überspielten die Bilder auf den Laptop, während uns Paps sogenannte Pläne dazulegte: zwei Grundrisse, welche zeigen, wie die Etagen aufgeteilt sind, sowie eine etwas komische Zeichnung mit durchgeschnittenem Haus zum Nachschauen, wie hoch die Räume sind und wie dick Mauern und Böden: hier übrigens massiv und stark. Das spielt für den weiteren Verlauf der Sache keine unwichtige Rolle ...

Uns Kindern gefiel das Haus sofort. Es gab so viele Zimmer, dass jedes von uns endlich ein eigenes beziehen würde. Für mich als Ältesten gab's sogar die Chance einer Bude im Parterreeck. Auch wenn ich das Gäste-WC benutzen musste, hiess das fast schon sturmfrei, oder? Mama begeisterte

sich an der kleinen, auf das Nötigste beschränkten Küche. Zu unseren verblüfften Gesichtern meinte sie, wir Kinder können dann, wann wir wollen, dort werken, sie stört es in der Stube nicht, wenn noch unaufgeräumt ist. Wie berechnend sie sein kann! Paps dämpfte allerdings unsere Gefühle gewaltig, denn jetzt brachte er die Fragen an. Dabei wurden die Kosten ohnehin nicht mit uns Kindern erörtert. Meine Eltern verständigten sich bereits, was zu machen ist und was nicht. Wenn's in diesem Fall bei dem geforderten Preis bleibt, na, dann gut – etwa so lautete die kurze Botschaft an unsere Kinderadresse. Dass es stimmte, spürten wir, weil Paps lächelnd hinzufügte, notfalls muss das Taschengeld gekürzt werden. Die Eltern machen solche Ankündigungen ja nur, wenn sie's nicht wirklich planen. Wir nahmen es also zunächst nicht tragisch.

Die Gefahr für das ganze Projekt ergab sich woanders: Das Haus war 120 Jahre alt und erschien Paps sehr renovationsbedürftig. Man weiß nie, was auf den armen Käufer zukommt, tönte Paps resigniert. Wir sollten uns nur mal die Bilder im Detail anschauen. Paps erstellte von den vielen Kritikpunkten eine richtig lange Liste. Ich wusste gar nicht, wie er das anstellte: im Haus durchlaufen, mit dem Makler reden und Notizen machen. Hätte ich ihm gar nicht zugetraut, schade nur, dass diese Fleissarbeit jetzt ein falsches Ergebnis zeitigte. Weniger aufgeschrieben, wäre in diesem Fall wohl besser gewesen! Paps brachte enorm viel Zeugs an, hier ein Beispiel: Es fragt sich, ob Mama, welche dabei nur den Kopf schüttelte, die 50-jährige Küche überhaupt gefällt, aber neu kommt ungeheuer teuer. Bei seinem Resümee steigerte er sich in einen großen Ärger und sagte mit erhobener Hand, immerhin ohne belehrenden Zeigefinger, auf eine solch unsichere Sache lasse ich mich nicht ein. Dass das jetzige ältere kinderlose Ehepaar dem Haus Sorge trug, wollte er zugestehen. Aber sein Was-vorher-alles-war klang wie eine Fangfrage! Mit den Problemen kam er vom Hundertsten ins Tausendste. Manches schien uns bei den Haaren herbeigezogen wie die Feststellung, nasse Sommer und harte Winter können viele Schäden verursachen – können, sagte er freilich, nicht haben. Uns kam es am Ende fast vor, als ob da eine Bruchbude zum Verkauf stand, ein Schuppen, eine halbe Baustelle.

Weil die Bilder ganz anders wirkten, riefen wir, das Haus ist überhaupt keine Ruine, sondern ein sehr ordentlich gebautes Haus – bürgerlich fiel mir dazu ein, weil das die Qualität hervorhebt. Die kluge Lea fügte hinzu, Onkel Reto betont immer, 20 oder 30 Jahre alte Häuser sind in der Regel schlechter dran als die älteren. Paps winkte müde ab und verwies etwas unfair darauf, zahlen darf, wenn der Zustand ungenügend ist, doch er. Er und Mama. Ich rief noch, bitte nicht nur hinsehen, sondern auch prüfen, gleichwohl folgte eine regelrechte Vorlesung zum Thema Bauschäden durch unseren väterlichen Möchte-gerne-Fachmann – bei der wir schliesslich nicht mehr genau hinhörten. Zu unterbrechen war ohnehin nicht, Paps kam ordentlich in Fahrt. Selbst als unsere Mitzi ihm unter der Hand seine geliebte Pfeife brachte, beachtete er sie nicht, vielmehr stand er auf und rannte wie ein Tiger im Käfig im Zimmer umher. Es war zum Lachen, so stark wirkte das Theater auf uns. Allerdings bekam Paps mit, wie wir das Lachen verkniffen, und wurde echt ärgerlich. Jedenfalls gab er nicht nach, führte Argument auf Argument gegen ein Engagement an. Als er sich setzte, wirkte er erschöpft aber entschieden nicht nachzugeben, vielleicht sogar grimmig. Mama sagte kaum etwas. Wir Kinder brachten leiser als sonst unsere Gründe für eine positives Bewerten des Alters vor. Wir erzählten etwa von den Ferien auf dem Bauernhof unserer Grosseltern: Da fanden wir heraus, dass die Doppelfenster mit ihren 4 Flügeln ganz verschieden zu öffnen waren. Das erschien nicht nur lustig, auch die Lüftung konnte ganz praktisch dosiert werden. Und die Wollrollen, die Oma im Winter zwischen die Flügel legte, machen einen gemütlichen Eindruck. Papa reagierte auf solche Geschichten unwirsch, er hatte sich wohl bereits seine endgültige Meinung gemacht. Immerhin überredeten wir mit vielen Einwänden die Eltern – das heisst, Mama war eigentlich unserer Meinung, leider sagte sie es halt nicht laut –, nur nicht gleich abzusagen.

Uns passte die ganze Entwicklung nicht. Am Mittwoch, Paps auf einem Auswärtstermin und Mama als Aushilfe im Spätdienst, überlegten wir Kinder, was wir tun könnten. Wir gingen alles noch einmal durch. Lea stellte fest, Paps sah nach seiner Rede vorgestern nicht wirklich wütend

aus, er wirkte eigentlich unsicher. Mama bemerkte dies auch, sonst hätte sie sicher nicht ihre Hand so sanft auf seinen Arm gelegt. Wie schafft Lea nur solche Beobachtungen? Na ja, sie will ja Schriftstellerin werden. Als Schlaueste erwies sich einmal mehr unsere Jüngste, gut, kommt sie nach den Ferien endlich in die Schule. Sie sagte, die Lösung ist ganz einfach. Wir müssen heimlich mit Onkel Reto reden, der ist doch Fachmann für alte Häuser. Wir anderen ärgerten uns doppelt: einmal, dass wir nicht selber auf diese Idee kamen, dann, dass Paps nicht schon genau das unternommen hatte. Ich telefonierte als der Älteste und erwischte Onkel Reto in seinem Büro. Als ich ihm aufgeregt berichtet hatte, meinte er, er hörte bereits etwas davon läuten. Also hatte Paps doch? Oder vielleicht Mama ein bisschen hinter Paps Rücken? Nun gut, das tat nichts zur Sache. Ich unterstrich, die Sache ist brennend heiss und eilt sehr. Heute ging es nicht mehr, immerhin versprach uns Onkel Reto ein Gespräch am Freitagnachmittag. Unsere Enttäuschung war wieder doppelt: weil wir noch zuwarten mussten und weil am Freitag Lea wegen der Schule ausfiel. Mitzi durfte und wollte bei diesem Anlass nicht fehlen. Sie meinte souverän, sie schwänzt dann den Kindsgi, was an diesem Tag nicht so auffällt, eine Entschuldigung ohne Nachfrage bei den Eltern fällt ihr sicher ein. Ausserdem dann meine Person. Ich teilte das Ergebnis nach einer Stunde Onkel Reto mit.

Nach der Begrüssung brachte er in seinem Arbeitszimmer für Mitzi eine Ovo, mich fragte er, ob ich Kaffee oder Bier möchte. Ich lachte, ich trinke doch nur Tee, worauf er hinter seinem Stuhl eine Kanne hervorzog. Mitzi erzählte nachher Lea begeistert, wie schon mit dem Getränk behandelte Onkel Reto uns gar nicht wie Kinder. Das stimmte wirklich. Er liess sich von uns alles zeigen, erzählen und erklären und fragte nur wenig dazwischen. Zum Schluss wollte er wissen, was wir drei davon halten – und erkundigte sich damit ernsthaft nach der Meinung von Lea! Klar, musste er sich das Haus erst mal genauer anschauen. Beim Abschied kam er auf den Terminhorizont, wie er das nannte, zu sprechen. Mitzi verstand ihn sofort und plärrte, es ist sicher schon zu spät. Na, es ist noch nicht aller Tage Abend, antwortete er und streichelte ihr über den

Kopf. Das darf ausser Mama und Paps nur er, denn die Kleine weiss ganz genau, für ihn ist sie etwas wie sein heiss gewünschtes Grosskind, und sie versteht es prima, ihn um den Finger zu wickeln. Beim Handgeben zum Abschied raunte er mir zu, kannst du mich morgen mittags anläuten, oder fällt das auf? Ich wusste schon, wie ... Es klappte auch. Onkel Reto teilte mit, er sieht die Sache bei weitem nicht gleich tragisch wie Paps. Er betrat sogar das Haus, weil gerade ein allgemeiner Besichtigungstermin stattfand. Wir erörterten kurz, wie's weitergeht.

Nachdem ich aufgelegt hatte, rief er gleich wieder an, jetzt nahm Mama ab. Da lud er mit Tante Angelika uns alle für den Sonntag zur Feuerstelle am Waldrand ein, er kümmert sich um die Sachen. Raffiniert, dachte ich mir, der Platz liegt nur 10 Minuten vom Haus entfernt! Paps meckerte, warum nicht endlich einmal Baden, aber das glaubte ihm beim Blick auf das unsichere Wetter ohnehin niemand. Er wollte halt nur wieder mal zeigen, dass er der Chef ist. Nachher tut er dann fast immer alles, um was wir ihn bitten – es brauchte keine grosse Überredungskunst. Wir Kinder waren so gespannt, dass wir uns beim Grillen fast übertrieben bemühten, brav zu sein. Paps zog öfters die Augenbrauen hoch, tuschelte mit Mama und Tante Angelika, Onkel Reto hatte die Sache perfekt im Griff. Nach dem Essen fragte Paps, wir Kinder laufen jetzt sicher zum Spielen in den Wald. Nein, das ging nicht, wir wollten ja wissen, was jetzt passierte. Lea, die Kluge, nahm schon die Jasskarten mit. Und Mitzi zog aus ihrem Rucksack ihr Titti hervor, worauf die lächelnde Tante Angelika sich sozusagen spontan mit der kleinen Nichte um die Puppe kümmerte. Lea und ich vertieften uns nicht richtig ins Spiel, uns durfte ja nichts entgehen. Zuerst redeten die Erwachsenen über eine Ausstellung und Kunstgeschichte, bis dann Onkel Reto auf alte Bauwerke zu sprechen kam. Da ging Paps ein Licht auf. Er wusste nicht recht, sollte er wütend werden, was ihm gar nicht liegt, oder gute Miene machen. Aber dann machte er gar nichts, sondern hörte erst einmal Onkel Retos Ausführungen zu. Logisch, schaute er nach einer Weile Mama und Tante Angelika an und meinte, was fast wie ein Seufzer klang, es bleibt wohl nichts anderes übrig und wir laufen jetzt alle zum Haus hinüber.

Beim Einbiegen in die Strasse flüsteren wir Kinder uns zu, jetzt kommt es auch auf uns an, wir müssen uns ruhig verhalten wegen der Nachbarn. Den Erwachsenen kam unser Benehmen nicht ganz geheuer vor, wenigstens passierte nichts wirklich Aufregendes. Ganz im Gegenteil: Die Besitzer, Herr und Frau Greut – den Namen las ich auf dem Briefkasten – waren anwesend, klar, sie errieten schnell unser Anliegen und luden uns ein hineinzukommen. Es wurde ein sehr netter Besuch. Die beiden bemerkten mehrmals, wie gut erzogen die Kinder sind. Mama und Tante Angelika hielten kaum ihr Lachen ein, selbst Paps musste sich zusammennehmen. Onkel Reto rettete auf der ganzen Linie. Er erklärte mit viel Sachverstand seinen höchst günstigen Eindruck vom Haus und fragte die Leute noch dies und das. Zum Schluss sagten Herr und Frau Greut, und Frau Greut zwinkerte dabei uns Kinder zu, das Haus ist sicher etwas für uns, sie würden es gerne in so nette Hände geben – ja, das habe ich behalten. Paps sprach seinen Dank aus, aber setzte hinzu, der Familienrat muss natürlich entscheiden, ob wir mit den anderen Angeboten mithalten können. Nach dem Verabschieden, wir Kinder liefen schon ein Stück in Richtung Auto voraus, sah ich beim Umdrehen ihn mit Herrn und Frau Greut in der Tür sprechen. Paps machte ein so unglückliches Gesicht, dass ich traurig wurde. Aber Herr und Frau Greut lächelten, was irgendwie zuversichtlich wirkte.

Am Abend stand fest, wir wollten alle dort einziehen. Das heisst, Paps schüttelte noch immer den Kopf, legte sich jedoch nicht mehr quer. Allerdings mahnte er, sich nicht zu vielen Hoffnungen hinzugeben. Er fügte, sicher vor allem in Richtung der zappeligen Mitzi, warnend hinzu, wir Kinder sollen uns nur ja nicht unsere Zimmer bereits recht schön ausmalen. Auch wenn Reto die Sache ordentlich findet, er, Paps, weiß immer noch nicht, welcher Entscheid richtig ist. Grillen in Ehren, viele Fragen blieben nach wie vor offen. Er, Paps, mag seinen ersten Eindruck nicht einfach zurückstecken. Da schauten wir den Onkel an und Mitzi flüsterte, jetzt sag etwas. Worauf er mit den Worten: Ganz gut, was? seelenruhig Paps einen Zettel übergab, voll mit einem Haufen Stichwörtern. Paps schien nach dem Überfliegen etwas versöhnlicher. Nun blieb als

grösstes Problem die geforderte Kaufsumme. Paps rückte damit heraus, der Makler berichtete von mindestens drei Interessenten, die viel mehr als den geforderten Preis bieten, und er stöhnte, soweit können er und Mama unmöglich gehen.

Aber ich schreibe das bereits alles schon in meinem neuen Zimmer auf: Unsere Kapazität lag zwar nur im Mittelfeld aller Offerten, aber Greuts entschieden sich doch für uns! Sie sagten, was für eine reizende Familie, gerade die Kinder freundlich und friedlich wie selten. Na ja, sie kennen unseren Alltag nicht. Das ist das eine. Das andere: Paps hätte ruhig von Anfang an uns Kinder ernster nehmen sollen: als Teil der Gemeinschaft und damit als gutes Argument für diesen Hauskauf. Na, er wollte ja unbedingt vornehm tun. Greuts besuchen uns sogar immer wieder einmal. Sie melden sich vorher brav an, wir können darum schnell ein wenig Ordnung machen. Häufige Gäste sind, wie kann es anders sein, Tante Angelika und Onkel Reto. Ach und dann noch: Wir wohnen in dem Haus, wie wir es übernahmen. Paps Probleme stellten sich, als das Haus leer war, alles genau angeschaut und – wie ich das vorgeschlagen hatte! – überprüft wurde und dank Onkel Retos Wissen als ziemlich leicht zu managen heraus. Es musste gar nichts erneuert, sondern nur da und dort repariert werden. Mitzi meinte zu Lea und mir, Paps muss nun zugeben, dass er sich sträflich – wo hat sie nur wieder dieses Wort aufgeschnappt? – geirrt hat. Aber das erliessen wir ihm grosszügig und sagten davon kein Sterbenswort. Unsere Freude ist viel zu gross.

Kurt F. Svatek

BEI DER WOHNUNG IST ES LEICHTER

Anitas Wohnung ist picobello aufgeräumt,
sodass zumindest ein bisschen etwas in ihrem Leben
in Ordnung ist.

KEINE FREUNDE

Der Mensch hat im Lauf der Entwicklung viele Geschöpfe zu Haus- oder Nutztieren gemacht, obwohl der Nutzen meist sehr einseitig ist. Da braucht man gar nicht nur an die Tierhaltung heutzutage denken. Aber es sind zum Glück trotz allem auch Freundschaften entstanden. Bei Ricardo und seinem Rüsseltier ist das Verhältnis schon ein wenig komplizierter, ist es doch nur eine rein zweckmäßige Beziehung. Das Rüsseltier arbeitet zwar für ihn, ist auch immer zur Stelle, wenn Ricardo dies will, trotzdem, während der Arbeit erweist es sich oft als störrisch. Nicht wie bei der Beziehung zu einem Esel, wo ja meist nicht der Esel, sondern der Mensch störrisch ist. Der Rüssel ist im Verhältnis zum gedrungenen, aber relativ schweren Körper notwendigerweise für die Nahrungsaufnahme ausgesprochen lang, was aber auch hinderlich sein kann. Bleibt er doch hin und wieder sogar an einer Türklinke hängen, verheddert sich mit Ricardos Beinen, sodass dieser darüber stolpert, und der Unannehmlichkeiten mehr. Ein weiteres Stolperobjekt ist ein überlanger schwarzer Tentakel, der zwar einziehbar

ist, aber während der Arbeit zwangsläufig länger und länger wird und, wenn er sich daran reibt, auf die weißen Türstöcke schwarz abfärbte.

Darüber hinaus lässt das Rüsseltier diesen Tentakel nicht nur hinter sich, sondern will sich bei einer Richtungsänderung oft einfach über ihn hinwegbewegen, was wegen der äußerst kurzen, kaum sichtbaren Beinchen natürlich nicht gelingt. Das Rüsseltier bleibt stecken und muss dann von Ricardo befreit werden. Erst wenn Ricardo den Tentakel unter dem Bauch hervorholt und nach hinten verlegt, kommt das Rüsseltier wieder voran. Auch folgt es Ricardo oft nur sehr widerwillig. Verharrt wegen seines Gewichtes gern und lässt sich erst durch ein kräftiges Ziehen am Rüssel weiterbewegen. Dann allerdings voll Bosheit so schnell, dass es nicht selten gegen Ricardos Beine stößt. Ein gebrochener Zehennagel war unlängst beispielsweise die Folge davon. Nur die Entleerung des Darminhaltes, was ja auch von Zeit zu Zeit nötig ist, erfolgt unproblematisch. Ricardo ist dennoch immer froh, wenn das Rüsseltier wieder sicher verwahrt ist, denn Freunde, ja Freunde werden die beiden wohl kaum mehr.

Das geht sogar so weit, dass Ricardo überlegt, es auszusetzen und sich ein neu gezüchtetes, intelligenteres Tier ohne Rüssel und Tentakel anzuschaffen, das seine Nahrung ganz von selbst aufnimmt und nicht erst dazu animiert werden muss. Es ist auch so intelligent, nirgends anzuprallen, auch nicht an Ricardos Zehen. Und auf seinen Stammplatz zurück findet es natürlich auch von selbst.

Claudia Taller

AUFRÄUMEN?

Jetzt ist Vater auch tot.

Jetzt ist die Wohnung wirklich leer, will heißen, hier lebt niemand mehr.

Sonst ist alles da, wirklich alles. Wir Kinder stehen fassungslos vor dem ‚alles‘. Wo anfangen? Was angreifen? Was liegen lassen? Was nehmen? Wo wegschauen? Was schenken? Wen fragen?

Wir drehen uns von einem Zimmer zum anderen. Wie konnte er hier leben? Gestapelte Mülltrennung, offene Kübel, es riecht. Gestapelte Bücher, gestapelte Zeitungen – wann wollte er das lesen? Stapel von Einkochtem fallen uns aus dem Tiefkühlfach entgegen. Wer hat für ihn gekocht? Wann wollte er das essen?

Der Küchentisch ist vollgestellt mit Medikamenten und Tinkturen. Wo war Platz zum Essen?

Das Ehebett, das schon lange kein solches mehr war, übersät mit Kleidungsstücken und angeleuchteten Zeitungsausschnitten. Wo war Platz zum Schlafen?

Auf dem Schreibtisch steht Foto an Foto, in allen Größen, von Mutter, nur von Mutter, nicht eines von uns. Wo war Platz zum Schreiben?

Ja, keiner von uns beiden hat sich wirklich gekümmert. Immer wehrte er ab, er komme gut zurecht, außerdem gebe es da eine Nachbarin. War sie die Einkocherin?

Wer hat ihm diese Mülltrennerei eingeredet? Da liegen die Silberdeckel, getrennt von den Plastikbechern, alles ausgewaschen, getrennt gestapelt. Wer sollte das wegbringen?

Vater war im Krankenhaus gestorben, alleine. Beide hatten wir es nicht geschafft. Wir schämten uns. ‚Nein‘ hatte die Krankenschwester

gesagt, er sei nicht alleine gewesen, eine Frau sei da gewesen. Wir hatten uns angeschaut, betreten.

Nun, uns durch die Zimmer drehend, hilflos, wo anzufangen wäre, fällt uns diese Frau ein. Eine Nachbarin. Welche? Sollen wir an den Türen klingelnd durchs Haus gehen? Und wenn wir sie fänden, könnten wir sie fragen? Ob sie etwas wolle von Vater, also seinen Sachen? Sie habe ihn doch gekannt? Vielleicht den weinroten Schal? Er sieht neu aus. Ein Geschenk von ihr?

„Nichts“, Karen stößt es plötzlich heraus, und noch einmal, „nichts, ich will nichts!“

Ich wollte soeben nach einem Foto von Mutter greifen, einer alten Aufnahme. Mutter ist darauf sehr attraktiv. Mutter habe ich geliebt. Ich glaube, Vater hat sie nicht gut behandelt. Und jetzt ist der Schreibtisch voll mit ihren Bildern. Da passt etwas nicht. Ich trotze meiner Schwester, immerhin bin ich der Ältere, und nehme das Foto an mich.

„Du könntest ja auch Hemden mitnehmen und Anzüge“, der Ton von Karen ist ziemlich spitz, „die können wir nicht der unbekanntten Nachbarin anbieten.“

Sie scheint zu überlegen.

„Vielleicht doch, vielleicht hat sie einen Mann. Das wäre doch pikant. Die Anzüge vom Ex-Freund – oder mehr? – für den Ehemann?“

Ich habe Vater nicht geliebt, aber das geht zu weit.

„Sei still!“

Ich herrsche Karen an. Ist das der Ort zu streiten? Ich schäme mich. Ich mache meiner Schwester ein – wie ich meine – unwiderstehliches Angebot.

„Wir suchen die Nachbarin, wir überlassen ihr einen Schlüssel – so sie nicht sowieso einen hat – und lassen ihr, sagen wir, eine Woche Zeit. In der Woche kann sie durch die Wohnung wandern, sich in Erinnerungen verlieren, jeden Gegenstand umdrehen, sie kann tun, was immer sie will. Nach einer Woche kommen wir wieder und die Wohnung ist ausgeräumt.“ Karen schaut mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Dann beginnt sie zu lachen. Das Lachen wird zum Schluchzen. Es verebbt sehr langsam.

Tapfer sagt sie, „Und ich nehme ein Foto von Vater mit.“

Sie schaut sich um. Es gibt kein Foto von Vater in dieser Wohnung. In dieser mit seinen Sachen und Un-Sachen vollgeräumten Wohnung gibt es kein Foto von ihm selbst.

„Kein einziges Foto?!“, Karen ist fassungslos.

„Vielleicht wirst du bei der Nachbarin fündig.“

Karen versetzt mir eine Ohrfeige. Recht hat sie.

Warum fällt es uns so schwer, um Vater zu trauern?

Christoph Temnitzer

WAS RAUS MUSS, MUSS RAUS

Habt ihr nichts Besseres zu tun, in eurem Leben, als gegen Corona zu demonstrieren? Nichts Dringenderes, gar Wichtigeres steht an? So fertig mit euch selbst, mit Vergangenheit und Zukunft, so ideal seid ihr schon geworden, dass euer Aufschieben – euer Kritisieren – gegen eine höhere Ordnung gerechtfertigt ist? Während der Staat *für* alle entscheiden muss und ihr Einzelnen bloß zu entscheiden hattet, ob eher Red Bull oder Cola das richtige Zuckergift ist für euch geschmackslose Wesen? – Ach, ihr wehrt euch bloß gegen die „politische Ungerechtigkeit“? Weil ihr euch höher seht als das erhaltende System? Ihr vom Luxus zerfressenen Königsmenschen, die am höchsten stehen und am weitesten sehen, weil ihr ja wisst, was ihr da tut: den Zweifel in das zu treiben, was sich ums Wohle aller versucht?

Aber gegen höhere, ordnende Mächte zu wettern – nur weil sie euch eure Kleinheit vorhalten! – „Nicht mit uns, nicht mit mir!“, zischen sich die gehässige Kleingeister ins Fäustchen. – Und weil „die da oben, in der Politik“ ja auch nur Menschen sind, eh nur Menschen wie du und ich, ganz normale eigentlich – die aber, aufgrund ihrer gewaltigen Entscheidungsmacht, mich kleinhalten wollen, mich! Mich! Und auch andere! – Aber so etwas lasse ich nicht mit mir machen, nein! Nicht mit mir! Ich habe Rechte! Mir bürgen sie! Demokratie! Freiheit! Individualismus! Gegen die Ungerechtigkeit! Ich bin ein Held, der kämpft, für Werte, weil ich menschliche krieglerische Triebe habe, die in unseren viel zu friedlichen Breitengraden viel zu lange verkümmerten! Stirb, Ungerechtigkeit; stirb, höheres Gesetz! Denn die Dinge sind einfach, und einfach ist mein Ansatz: Widerstand gegen das, was geschieht! – Und welch Glück, dass all diese Revoluzzer (und fick' das **innen*, ich mein euch alle *Menschen!*) noch nicht die

Ungerechtigkeit des Wetters, gar der Zeit, gar des Alls an sich entdeckt haben! –

Weil es zerfällt?

Und man gleich mitzerfallen will?

Und was hält? Was währt, was besteht fort?

Wir?

Hoffentlich.

Wir, die Gesellschaft – die sich in der Politik spiegelt? Die Politik, die doch oft genug unterwandert wird von Hochstaplern, die bewundert an der Spitze stehen – und letztlich immer noch *standen*. Eine Zeitlang im Glanz der Massen und der Massenmedien, da badeten sie sich; badeten wir sie; badeten und baden wir uns. Im Oberflächlichsten, so einfach: Handy her, App auf und Glanzstarren ab! – Das macht vergesslich; glücklicherweise man muss sich ja eh nichts mehr – äh ... ach ja: merken. Und vor allem: Was uns da in der Tiefe zusammenhält, hält uns ja eh zusammen, ob ich mir das merke oder nicht; ob ich es bemerke oder nicht! Also kann ich ja auch leben, wie *ich* will! Kann machen, was ich will! Kann hetzen, kann vergiften, kann zerstören, kann ich! Denn dass ein gemeinsamer Grund in der Tiefe, unser gemeinsames Fundament wegbräche: Das wäre in meinem Leben ja noch nie passiert! Und alles vor meiner Zeit sind doch bloße Geschichten der Geschichte. Solch primitive, irrationale Menschen sind wir doch längst nicht mehr! Evolutionsspitze sind wir! Wissenschaftsmeister! Technologiebeherrscher! Schwerkraft haben wir überwunden, einen digitalen Schattengott haben wir geschaffen – *nachdem wir unsren Gott gemordet haben!* – Und mit ihm unsere Demut starb. Aber ist alles sowieso nicht so wichtig. Nebensache.

Hauptsache, ich behalte meine Freiheit. Hauptsache, ich bleibe selbstbestimmt; unabhängig, ja! Ich! Ich kann rausgehen auf die Straßen! Ich kann mir Gehör verschaffen! Ich kann: ICH! –

Nur wer genau sich da Gehör verschafft? Und viel wichtiger noch: Was genau?

Jutta Treiber

TOD EINES MIKROWELLENHERDES

Erster April 2020 (Erster Corona-Lockdown)

Frau an Ehemann, Tochter, Sohn, Schwiegersohn, Enkelkinder,
Schwägerin:

Hallo, ihr Lieben!

Das kommt davon!

Wovon?

Vom zu gründlichen Putzen!

Habe soeben meinen Mikrowellenherd ermordet. Oder hat er Selbstmord begangen?

Ich habe das gute Stück vom Kühlschrank genommen, gründlich geputzt, und dann wollte ich ihn (den MWH) wieder an seinen Platz zurückstellen.

Nicht bedenkend, dass er vom Putzen noch ein bisserl glitschig war ...

Na ja.

So stürzte er sich aus meinen Händen auf den Fliesenboden, was er leider nicht überlebt hat.

In tiefer Trauer gebe ich also Nachricht, dass mein fleißiger, nützlicher und noch sehr junger MWH eines ungeklärten Todes zum Opfer gefallen ist.

Die Trauerfeier findet nicht heute, nicht morgen, vielleicht auch nicht übermorgen, möglicherweise erst überübermorgen oder gar nicht statt.

(So ist das in Coronazeiten.)

Ich bitte, von Kranzspenden abzusehen!

Schwiegersonn:

Es tut uns unendlich leid, dass wir dir nach diesem harten Schicksalsschlag nur virtuell beistehen können. Aus persönlicher Erfahrung weiß ich, was für ein guter Freund so ein MWH sein kann. Wenn man um 4:00 Uhr morgens heimkommt und schnell ein halbes Brathuhn aus der Tiefkühltruhe verdrücken will, wenn plötzlich Besuch kommt und man eine Pizza herbeizaubert, Popcorn oder mein berühmtes Mikro-Brot mit Käse überbacken, der kleine Kasten mit dem vergitterten Fenster steht einem in jedem kulinarischen Notfall bei.

Vielleicht findest du mit diesem Lied ein wenig Trost:

„Mikro musst sterben, war noch so jung, jung, jung,
Mikro musst sterben, war noch so jung.
Wenn das der Ofen wüsst, dass Mikro sterben müsst,
er tät sich kränken bis in den Tod.“

(Dazu ein Video vom Microwave Quartett – Tochter, Schwiegersonn und die zwei Enkelkinder singen das Trauerlied für den MWH.)

Ehemann:

Beinahe hätte ich meinen eigenen Tod ankündigen müssen!!!! Denn ich sah das Microwave Quartett und hab mich halb totgelacht. (Aber Gott sei Dank nur halb.)

So ein Video dem Angehörigen einer Corona-Risikogruppe zu schicken ist unverantwortlich. Ich werde sicher noch länger an den Folgen zu leiden haben.

Du musst den mysteriösen Tod deines MWHs sofort der Bezirkshauptmannschaft melden, denn meines Wissens nach ist dies das erste Ding, das dem Coronavirus erlegen ist. Bisher haben sie im Fernsehen immer nur von betroffenen Menschen gesprochen, aber nun greift Corona auch auf Dinge über, wohin wird das noch führen?

Ich geh jetzt meine Dinge schützen.

Sohn:

„Der Tod des Mikrowellenherdes“ – eine Tragödie ...

Du hast aber nicht erwähnt, in wie viele Akte diese Tragödie aufgesplittert ist! Denn die Krise wird ja noch dauern! Das heißt nicht, dass jeden Tag ein Küchengerät der Dramaturgie zum Opfer fallen soll bzw. muss, aber du könntest ja eine komische Oper – in zunächst einmal 30 Akten (für April genug!!!) – schreiben!

Schwägerin:

Wir haben von deinem Unglück beim Großputz erfahren und bedauern dich sehr.

Was die Ursache war, ob es Mord, Totschlag, Selbstmord oder Tötung auf Verlangen war, wird man wahrscheinlich nicht klären können.

Ich fühle mit dir den Schmerz im Rücken beim Bücken, das Ziehen in Schultern und Nacken beim Kehren, Saugen und Wischen, die Überraschung beim Auffinden von kleinen und kleinsten Splintern in entlegenen Ecken, in denen sich sonst nur Spinnen aufhalten.

Aber tröste dich, du schaffst den Restputz vom Großputz! Solltest du deinen Freund sehr vermissen, ich glaube Mikrowellenherde kann man auch im Supermarkt kaufen.

Frau:

Die Todesursache ist weiterhin unklar – und mangels an Zeugen und Beweisen wurden alle Ermittlungen eingestellt. Eure Trostesworte haben mir sehr geholfen, über den ersten Coronatod eines Dinges hinwegzukommen. Ob eine 30-Akte-Oper aus diesem Ansatz wird, liegt noch im Verborgenen (und wird wahrscheinlich lange dort liegen bleiben).

Der Tod meines geliebten MWHs hat jedenfalls eure kreativen Talente ans Tageslicht gebracht – ich geh jetzt sofort in die Küche und mache noch was kaputt!

Sascha Wittmann

VERLEGENHEITSPROGRAMM

Putzen ist eine Notwendigkeit. Aber als Wochenendprogramm? Selbst schuld. Julia steht auf der Trittleiter, zieht die Bücher vom obersten Brett des Regals, staubt Bücher und Regalboden ab. Wie viel Dreck sich angesammelt hat. Es gibt ja Menschen, die behaupten, für Bücher sei das Abstauben schädlich. Blödsinn. Es ist wirklich Zeit geworden, die Wohnung wieder einmal ordentlich durchzuputzen, nicht nur schnell den oberflächlichen Schmutz wegzuwischen und zu saugen. Aber es ist langweilig. Sehr langweilig. Selbst schuld. Wer hat allen Freundinnen und Freunden erzählt, dass sie alleine sein möchte? Julia steigt von der Leiter, um das Tuch vom Staub zu befreien, dreht den Fernsehapparat auf. Irgendwo laufen immer Serien, ideal als Begleitung zur Hausarbeit. Sie dreht den Ton sehr laut, damit er das eventuelle Läuten des Handys überdecken kann. Das Bücherregal ist geschafft. Als Nächstes kommt die Küche an die Reihe. Auch schon ewig nicht mehr gemacht. Das Putzen beschäftigt. Aber wie lange noch? Die Wohnung ist klein. Sie wird heute sicher fertig. Womit den Sonntag füllen? Am Vorabend hat sie einige Leute angerufen. Haben sich alle sehr gefreut. Hatten natürlich alle schon etwas vor für das Wochenende. Aber demnächst sicher ... Sogar die Eltern waren schon verplant. Kurzurlaub an einem Kärntner See, jetzt, wo überall die Ferien vorbei sind, es aber immer noch angenehm warm ist. Recht haben sie. Natürlich waren sie erleichtert, dass Julia wieder zur Vernunft gekommen ist, wie Mama sich ausgedrückt hat beim Heurigenbesuch vergangene Woche. Die Hängekästen in der Küche sind innen und außen geputzt.

Alle hat Julia am letzten Abend angerufen, alle bis auf Marie. Das war ihr zu peinlich. Zugeben, dass das Experiment Landleben gescheitert ist.

Fragen nach Zukunftsplänen beantworten müssen. Gerade als sie das Kästchen unter der Abwasch ausräumt, läutet das Telefon. Der Fernsehapparat war nicht laut genug. Es wird doch nicht ... Nein, Marie.

Julia zögert. Zu spät, es hat aufgehört zu läuten. Den Anruf einfach ignorieren? Ist doch kindisch, sie drückt auf Rückruf. Nächste Woche treffen? Sie sei gerade noch auf Lanzarote. Warum nicht.

„Woher hast du gewusst, dass ich wieder in der Stadt bin?“

„War nur so eine Vermutung. Weil die Ferien doch vorbei sind.“

„Was haben die Ferien denn damit zu tun, dass ich wieder hier bin?“

„Wie gesagt: nur so eine Vermutung. Aber plaudern wir nächste Woche.“

Julia ist erleichtert und verstört. Erleichtert, weil sie Marie nun nicht mehr anzurufen braucht. Verstört, weil ... Marie kann sie nichts von einer erfolgreichen Auszeit erzählen, nichts von Erholung auf dem Land. Marie wird nach Christian fragen. Und natürlich nach Stephan. Und nach Julias Plänen für die Zukunft. Was soll sie erzählen? Dabei ist Marie doch ihre beste Freundin.

Putzen ist notwendig, aber blöd. Man hat viel zu viel Zeit zum Nachdenken. Doch jetzt zieht sie das durch. Wäre doch gelacht, wenn sie nicht wenigstens das zu Ende bringen könnte.

Eleonore Zuzak

MEIN CHAOS

Diese liebevolle Betonung ist kein Irrtum, sondern Absicht. Anders kann ich mir das Bestreben, mein Chaos zu erhalten, nicht erklären. Es muß eine starke Liebe zwischen uns sein. Aber vielleicht empfinden alle Chaoten ebenso.

Ich bin ein Papierchaot. Mein Chaos ist aber nicht ohne System. Es stehen mir für das Aufspüren von Schriftstücken rund 200 Mappen in 24 Stapelladen zur Verfügung, die dank eines umfangreichen Alphabets im Register dem Anfangsbuchstaben zugeordnet sind. Die Frage ist nur, welchem. Schließlich haben viele Briefpartner mehrere Titel. Bei manchen Buchstaben herrscht schon beängstigendes Gedränge, wie zum Beispiel beim Ö wie Österreich. Da muß man einfach ausweichen. Meine Eingebung beim Zuordnen verflüchtigt sich allerdings bis zum Zeitpunkt des Wiederfindenwollens.

Ich baue mir natürlich immer wieder Brücken, zum Beispiel mit der Bezeichnung „Alte Korrespondenz“. Vier Stapelladen mit ungefähr vierzig Mappen sind schon so beschriftet. Aber wann ist etwas alt und wann älter als alt? Das Hinzufügen der Jahreszahl bringt eine kleine Erleichterung, erspart mir aber keine Nachdenkphase. Jeder weiß, daß man nie genau weiß, ob etwas ganz Bestimmtes schon lang zurückliegt oder noch länger.

Die bösesten Erfahrungen habe ich mit dem Wort „aktuell“ gemacht. Ständig muß ich mich nach einem Aufschrei korrigieren, wenn ich behauptete, das war doch erst vor kurzem. Ein Chaot hat keinen Zeitbegriff, der stimmt.

Eines Tages faßte ich einen folgenschweren Entschluß. Ich eröffnete eine Schmeißlade für Schriftstücke, die zuzuordnen mir im Moment aus

Zeitnot nicht möglich war. Wenn ich etwas suche, dachte ich damals, was noch nicht in einer Mappe gelandet ist, brauche ich nur die Schmeißlade durchzuwühlen. Ich wühlte und füllte diese so lange, bis sie randvoll war. Das erforderte neue Maßnahmen. Im Moment bin ich bei der Eröffnung der Schmeißlade Nummer vier.

Selbstverständlich habe ich die Absicht, einmal Ordnung in mein Chaos zu bringen. Dafür, fürchte ich, werde ich aber ein zweites Leben brauchen. Ich denke, daß mir die Erfüllung dieses Wunsches zusteht, habe ich doch jetzt manche Dinge nicht einmal einmal. Meine Methode mit den Schmeißladen scheint aber schon Nachahmer gefunden zu haben in den Büros vieler Redakteure, denn wo sonst sollten meine eingereichten Manuskripte sein?

*Aus: Eleonore Žuzak, Erfahren Erlebt Erdacht. Edition Doppelpunkt, Wien
2000*

WERKSTATT

Armin Baumgartner

MINIATURPROTOKOLLE VON ZWANGSMASSNAHMEN

1 „Hören Sie, hallo, Sie, hier herinnen darf man kein Brot rauchen!“, schnauzte der beleibte bärtige Security-Mann in Uniform den hageren jungen Studenten im grauen Parka mit dem qualmenden Salzstangerl an. Vor lauter Schreck ließ der Mann das Gebäck fallen, es brach entzwei, und im gesamten Eingangsbereich des Naturhistorischen Museums erstarrten die Menschen zu reglosen Säulen. Rasch waren die Einsatzbeamten vor Ort und nahmen den Studenten fest.

2 Es war ein wunderschöner Herbsttag. Der Himmel erstrahlte in hellem Blau, die Luft war frisch und ein wenig diesig. Ich schaute versonnen in die Ferne, ließ meinen Blick vom Westen über die sanften Kämme des Wienerwaldes streifen rüber zum Anninger, über den Gipfel und über die Aussichtswarte und holte ihn über die von Autobahnen und Industriebauten zerfurchte Ebene wieder zurück. Da erblickte ich dich. Du saßest etwa dreißig Meter von mir entfernt und lasest ein Buch. Ich nahm deine sanftmütigen Gesichtszüge wahr. Verstohlen war mein

Blick, interessiert, fasziniert und auch gebannt. Da erwidertest du meinen Blick und schenktest mir ein zartes Lächeln. Ein gelbes Blatt landete auf meinem Schoß, als ob du mich sanft berühren wolltest, und ich wandte dir erneut meinen Blick zu. Und wieder schenktest du mir ein Lächeln. Zwischen uns lagen dreißig Meter der Skepsis, dreißig Meter der Angst, der Sorge, dreißig Meter der Ungewissheit.

3 Exakt um 15.34 Uhr öffnete die Alte auf Stiege 7 ihr Fenster zur Straße hin und schrie unvermittelt aus vollem Hals: „Wo ist der Sinn darin? Wo ist der Sinn darin?“ Der Schrei gellte durch die Gasse, woraufhin einige irritierte Passanten vor dem Haus stehenblieben und zu der Alten aufsahen. Und sie gab nicht auf: „Wo ist der Sinn darin? Wo ist der Sinn darin?“, schrie sie und wiederholte sich abermals und immer und immer wieder, woraufhin sich noch mehr erstaunte Passanten vor dem Haus versammelten und ihre Köpfe zu ihrem Fenster emporstreckten. Das ging eine ganze Weile so weiter, etwa zehn bis zwölf Minuten, bis die Alte kurz innehielt, den Kopf schüttelte, hustete, sich räusperte und, schon etwas heiser geworden, nur noch krächzte: „Wo, bitte, ist hier der Sinn?“ Dann schloss sich das Fenster. Es dauerte nicht lange, bis sich die davor versammelten Menschen in alle Richtungen zerstreuten.

4 Am 23. Mai 2038 fasste die Autorinnen- und Autorenvereinigung Oulipo während der Hauptversammlung einen für ihren Weiterbestand folgenschweren Entschluss. Der radikale Flügel der Vereinigung brachte an diesem historischen Tag einen fatalen Antrag mit dem Cassandra'schen Titel „Eigenvernichtung als Selbstdefinition“ ein. Die wohl überzeugend formulierte Forderung lautete damals: im Sinne einer gelebten Glaubwürdigkeit und Authentizität das Konzept der Spracherweiterung durch formale Zwänge, das bisher nur für die literarische Arbeit der Mitglieder gegolten hat, nun auch auf die Gruppe als solche anzuwenden. Nach nur kurzer Zeit wurde der Antrag einstimmig angenommen.

Manfred Chobot

NERO (37–68)

kaiser müsste man sein
am besten römischer kaiser
dann kann man auf die teilnahme
an olympischen spielen
bestehen und selbstverständlich
wird man zum sieger gekürt in
allen olympischen disziplinen
alles andere wäre
verhängnisvoll für den kampfrichter
käme einem todesurteil gleich
immerhin ist der wettkämpfer
nebenbei römischer kaiser
der darauf bestand dass alle
vier panhellenischen spiele
in einem jahr abgehalten
wurden in Delphi Nemea
Olympia und Korinth als
er sich in Griechenland aufhielt
soll er sage und schreibe
eintausendachthundertacht
siegeskränze errungen haben

nach seinem tod wurde Neros
name aus den olympischen
annalen definitiv getilgt

ATTILA (* UM 400, † 453)

könig Attila und seine hunnen
lösten die völkerwanderung aus
schon damals vertrieb krieg
menschen aus ihrer heimat
führte Attila kriege ohne
zahl verhandelte diplomatisch
kassierte steuern vom westen
und vom osten fühlte sich wohl
und zufrieden wo später
ungarn entstehen sollte
heiratete die germanin ildico
seine diener wunderten
sich am nächsten morgen
über die stille im brautgemach
ildico saß weinend neben dem
bett von Attila erstickt vom
eigene bluthusten aus der nase
in den schlund hatte sich der
tapfere Attila beim hochzeits-
nachten übernommen? von
ildico vergiftet? hat sie ihn
überstrapaziert? viel würde
ich geben für eine antwort
schlachten überstand Attila
unversehrt jedoch nicht die
hochzeitsnacht mit ildico
¿was lernen wir daraus?

Johanna Dürnecker

NORMANDIE

Die Bretter der ostseitigen Schuppenwand lassen sich anscheinend und aufwärmen von der Früh- und Vormittagssonne, diese Wand leuchtete und wärmte ihn im Schützengraben, sie war sein letzter imaginiertes Fluchtpunkt im Moment eines nahen feuerspeienden Aufschlags und damit seiner eigenen Auslöschung.

Jahre später am Tisch in der Küche, die ehemaligen Kameraden schreien mit ihm um die Wette, wie sie hätten diesen Krieg gewinnen können, mit Stellungsänderungen, Munitions- und Verpflegungsnachschub und Einsatz von Marschflugkörpern. In Wahrheit durchleben sie, während sie schreien, in jeder Sekunde ihre Todesangst, ihre Schmerzen, Verzweiflung, das Ausgelieferte, dem nicht zu entkommen ist, die toten Freunde dicht daneben, wohin mit ihnen wenn der russische Boden zugefrosten ist, wenn sie nachts zum Pinkeln hinausgehen, bleibt der Strahl als Eiszapfen stehen, bei minus vierzig Grad.

Sie haben den Russland-Feldzug physisch überlebt, aber keiner von ihnen ist der von vorher.

Jetzt, der Krieg ist vorbei, was willst du mehr, und noch immer wärmt die Vormittagssonne die Bretter seines Schuppens, nach dem er sich gesehnt hat. Es ist sein Schuppen, sein Haus, sein Stall, seine Familie, aber es ist eine Heimatlosigkeit in ihm, ein nagendes Fremdsein.

Er müsste tief durchatmen und alles Schreckliche zurückschicken, versickern lassen wie Gülle im Acker.

Manchmal schreit er nachts auf und fuchtelt mit den Armen herum.

Es fragt niemand.

Es müsste ihn jemand fragen, wieder und wieder fragen und in den Arm nehmen und weinen lassen. Wie ein Kind.

Aber es fragt niemand. So kann er auch nicht weinen und nicht reden.
Es interessiert niemand. Und ein Mann weint nicht.

Das Bedrückende der Stummheit. Die Zeit prallt an ihm ab.

Am Sonntag nach der Kirche und dem Wirtshaus, daheim in seinem Haus ein warmes Mittagessen, Suppe und Fleisch, Salat und Knödel und Most. Alles frisch und üppig. Kein Hunger. Er hat Russland überlebt. Er kaut langsam, der frische Gurkensalat mit Rahm, Knoblauch und Paprika, es ist alles wie vorher, aber es schmeckt anders. Um aus der endlosen russischen Ebene lebend herauszukommen, brauchst du viel Glück und ebenso viel Cleverness.

Er kaut schweigend und starrt durch den Teller mit dem Schweinsbraten hindurch.

Es gibt nichts Kostbareres als das Leben.

Vielleicht hat er nie genug Zeit gehabt, diese Frau in seinem Haus kennenzulernen, jetzt aber ist sie ihm fremd. Er weiss nicht, was zu tun ist, damit sie weniger fremd ist und vertraut wird. Er fühlt, wie sich ihre Fremde im Haus ausbreitet und ihn selber entfremdet. Er ist ein anderer als der von vorher und manchmal, mitten am Tag, hört er das Rauschen: den Atlantik, die Wucht des Meeres prallt an der Küste ab und eine Sehnsucht überkommt ihn. Nach dem Meer. Der Küste. Dem Felsen, auf denen sie mitsammen gegessen sind und hinausgeschaut haben in diese Endlosigkeit des Wassers. Wie viele Kilometer sind es bis Fecamp?

In ein paar Jahren, sagt er, werden wir nach Frankreich fahren, in die Normandie ... dann spürt er den Atem, die Nähe, den Duft dieser Haut und der Bluse ... er hört ihre Stimme und hört, was sie sagt, nie zuvor hat jemand so mit ihm geredet, direkt, voll Anteilnahme, Mitleid und Mitgefühl, sie hatte ihm Rasierschaum gegeben und Rasierwasser, sie erspürte seine Seele ... Sie hat mich geliebt ... Aber er sagt es nicht laut, er sagt es nur zu sich selber, und er weiss, dass sie es hört. Weil sie ihn liebt.

Als wenn etwas anklingt, und du nimmst diesen Ton auf und spielst ihn weiter, bis eine Melodie ... er hat sie geliebt, er liebt sie ... Der Aschenbecher ist aus Glas mit einem Pferderelief ... ein Geschenk aus Frankreich ... und er raucht viel.

Die Klippen am Ärmelkanal ähneln farbmässig den Brettern seines Holzschuppens. Er ist nicht mehr derselbe, der sich im Russland-Feldzug an diesen Schuppen klammerte, Fecamp hat etwas in ihm zum Leben erweckt, von dem er etwas ahnte, auch vage verspürte, das aber niemand sehen wollte, vielleicht, weil sie es als Luxus abtaten oder als Spinnerei. Wer kann sich in einer kargen Umgebung, in einer feuerspeienden Zeit, einem schon lang zu erwartendem Umbruch noch Gefühle leisten. Überleben, nur und irgendwie nur überleben.

Dort aber, wo sie den Feind nicht hassten, haben sie instinktiv den Menschen in ihm gesucht und gefunden. Ihre Hände waren weich und zärtlich, diese Zärtlichkeit löste seine gefrorenen Gefühle auf, Gefühle, die er von nirgendwo kannte, weil sie ihm niemand geschenkt hat oder schenken konnte. Schon wegen dieser Hände hätte er sie geliebt ...

Carla ist nicht hübsch, sie ist schön. Er kann es nicht fassen. Irgendwann will er, muss er, wieder zurück nach Fecamp. Dann wird er den, der er jetzt sein muss, da zurücklassen. Eintausenddreihundert Kilometer von da ... liegt es dort.

Er wird auf den Klippen sitzen und hinüberschauen über den Ärmelkanal und glücklich sein.

Fremde Gesichter. Er versucht sie zu verstehen, zu durchschauen, zu ergründen ... sie spüren den Fremden aus dem Krieg ... es ist eine Verzweiflung in ihm, als lebte er unter Fremden.

Die Müdigkeit kommt anfallsartig. Sie zwingt ihn zu Boden, Sie verkrallt sich in jeder Zelle seines Körpers, übernimmt die Herrschaft, er kann nicht an gegen sie. Sie ist stärker als der Wille, sie lähmt radikal Körper und Geist/Kopf, Hände, Füße, Muskel, Magen, Augen, Stimme, Lunge, Herz und Speiseröhre sind ausser Betrieb, funktionslos, Er liegt auf dem Boden, unter sich die Erde, die ihn ansaugt, an sich drückt, sich mit diesem menschlichen Fragment verbindet, vermischt, es auflöst / Erde ist Erde, es könnte dieselbe sein wie in Russland oder in Frankreich / sie saugt die Geschwächten, Verwundeten, Getroffenen, Gefallenen ein, ihre Substanz ist gleich der einer Ackerwinde, einem Zaunkönig, einem Pferd.

Die Müdigkeit ist so stark, dass er meint, nie mehr aufstehen zu können, er ist sich selber zu schwer, tonnenschwer / nie mehr einen klaren Gedanken, die Möglichkeit eines neuen Tages, ein paar Schritte gehen ... in fragmentarischen Erinnerungen tauchen Bilder auf und wieder ab, dann der Schmerz als Eilbote einer vorläufig prolongierten Zeit

Tonloser Angstschmerz zerbricht die Stille ...

Eine kraftlose Hülle sitzt mit ihnen am Tisch. Wer ist er. Was kann er noch. Wie lang wird er es noch machen ... und wenn, was wird er machen. Ratlos vor dem Fremden. Sie überlassen ihn sich selber. Gehen ihre Wege. Enttäuscht.

Schweigen. Distanz. Er geht seiner Wege.

Einfach nur die Sonne.

Warm liegt sie auf der Haut, auf der Stirn, als wenn dich jemand streichelt, tröstet, liebevoll, direkt in dein zermartertes Gesicht schaut und deine unsichtbaren Wunden küsst, damit sie heilen.

Einfach nur die Sonne. Und den Baum.

Den ganzen Tag versuchen zu begreifen: das Leben, den Baum, die Sonne. Und dich, den Überlebenden.

Leer. Innen leer. Stumm. Verwundert. Was für eine Welt.

Manchmal, mittendrin im Wunder schauen und atmen, richtig angstfrei tief atmen, dann auf einmal draussen auf der Strasse: ein Panzer.

Die Besatzungsmacht. Der Feind. Der gewesene Feind. Wie lang braucht ein Feind, um sich zu neutralisieren, wieso war er vor ein paar Jahren noch Feind, und jetzt ?

Der Feind mit dieser Angst im Nacken die sie alle haben. Die ganze Welt hat Angst.

Vor dem Krieg. Dem Feind. Dem plötzlichen Feind, der gestern noch keiner war.

Wie werden Feinde gemacht. Und wozu ??

Alber' hatte sie ihn genannt, nicht Albert, wie er eigentlich heisst, sie hat das Harte weggelassen und Alber' aus ihm gemacht und manchmal auch Cheriè. Als hätte sie ihn neu erfunden damit. Er möchte Alber' bleiben, sie hat ihn ausgegraben, aus dem Versteck geholt hat, er möchte

der Wahnsinn von Mann bleiben, als den sie ihn geliebt hat. Er möchte einfach leben. Richtig leben. Zwei Körper und Seelen die nur miteinander und ineinander vollständig sind. Allein nur ein Fragment.

Die Sonne ist nicht einfach eben nur die Sonne, sie ist so wenig selbstverständlich wie alles andere Sichtbare auch, sie ist geheimnisvoll wie alles andere auch, es hat den Nimbus des Geheimnisvollen, nicht wirklich Begreifbaren an sich, es ist in jedem Augenblick immer wieder neu und anders, so wie jeder anders sieht und fühlt, so ist alles für jeden individuell ...

Als wäre seine linke Gehirnhälfte lahmgelegt gewesen, ausser Betrieb, zu nichts brauchbar und deshalb nicht erwünscht. Als wäre die Reanimation dieses Organs entscheidend gewesen für eine Veränderung, für das Wiederfinden.

Dein Kopf an meiner Schulter, dein Haar an meiner Wange, dein Mund an meinem Hals / ich atme deine Haut, spüre deinen Atem / ohne dich wäre das Leben eine Ruine / Auswurf des Krieges / gleich wie weit du weg bist, wie viele tausend Kilometer / immer bist du in mir, ich fühle dich, ich hüte dich, ich liebe dich. Deine Liebe hat mich zum Menschen gemacht / zu dem Menschen, den ich nur erahnen konnte, ohne dich würde ich erfrieren ...

In der homogenen statischen Masse der Überlebenden, in der Enge der Häuser sitzt lautlose Angst / es schweigen die Kanonen, Gewehre, Panzergranaten ... erst im Schweigen wird dem Menschen das Ausmass bewusst ... in den Gebeten kommen sie noch vor die Gefallenen der Familie ... das schreiende Leid der Heimgekehrten will keiner hören, ihren Erzählungen würde man nicht glauben, sie sind stigmatisiert, traumatisiert, paralytisiert ... sie haben den Krieg und sich selber verloren.

Schwere Soldatenstiefel, unter ihnen die gefrorene Erde Russlands: ist nicht Erde gleich Erde – fruchtender Boden für alle / was soll das? Aufgeteilt in Besitz genommen, zerschnitten mit Grenzen, wozu Grenzen?

Schwere Soldatenstiefel, über den Schultern schweres Geschütz: welchem Narren gefolgt, um in Schützengräben zu zittern, in Baracken zu frieren, zu hungern ... für eine verrückte Idee ...

Mensch gegen Mensch / dem Tier unterlegen / dem Wahnsinn verfallen
Die Dörfer ähneln sich, dort wie da sitzen die Häuser gedrungen, geduckt beieinander / dort wie da hockt Angst mit ihnen am Tisch und im Bett.

Immer ist der Aschenbecher mit dem Pferdemotiv gefüllt mit Zigarettenstummeln.

Nachts schreit er auf, erst laut, dann röchelnd ... dann wird er wach: ich lebe!

Bertl, sagt sie, du bist daheim.

Ja, sagt er leise und hört eine vertraute Stimme sagen: Alber'.

Aus Dankbarkeit fürs Überleben spielt er ihnen den „Bertl“ und den Glauben, dass er sonst nichts ist, als der, den sie als den ihren sehen, obwohl sie spüren, dass da noch jemand, irgendjemand unter ihnen und mit ihm ist. Jemand Fremder.

Auch an trüben Tagen nimmt er die Sonnenbrille nicht ab, sie verbirgt sein Leid, die Verzweiflung, den lautlosen Schrei. Manchmal greift dieser psychische Schmerz nach dem Körper, in jeder Zelle, im Kopf, in den Knochen, am Herz, im Magen ... tobt ein Irrer, die zurückgedrängte Angst krallt sich fest / er reisst das Hemd auf, entblösst den Oberkörper, stellt sich hinaus in den Regen, hebt das Gesicht zum Himmel ... und schreit. Lautlos. Damit sie ihn nicht abholen lassen ...

Dann sitzt er mit diesen Fremden, diesen Entfremdeten beim Mittagessen. Sie kauen und schweigen. Es gibt keine Verbindung. Er sieht ihre Gesichter und weiss nicht, warum und wie und wieso es so gekommen ist. Was macht einem zum Vater oder zum Sohn. Nie werden sie den, der er geworden ist, akzeptieren / und wann war Liebe und wo. Die Frau könnte irgendeine sein, die gerade draussen vorbeigeht, würde sie ihm in einer Grossstadt begegnen, er würde sie nicht erkennen, wann waren sie sich jemals nahe ? Und wie konnte es kommen wie es ist.

Als wenn sie an einem Seil ziehen, einer zieht in diese Richtung, alle anderen halten dagegen, als wenn sie eine Welt aufbauen, mit voller Kraft, mit voller Wucht / eine Welt aus Beton und Geld, die alles überleben wird, auch den Menschen.

In Agonie. Kurze, stereotype Sätze / kein Wort, das den Menschen erreicht / sachdienliche Anmerkungen / keine Frage / kein Interesse / sie starren vor sich hin und in sich hinein / wer könnte er sein und wie / was wird er machen / es ist nicht zu trauen / niemand ist zu trauen / „wollt ihr den totalen Krieg?“ / sie wollten ihn nicht, aber die Schreier waren lauter / dieser fremde, gereifte Mann am gemeinsamen Tisch, was denkt er, was will er, was wird er machen? Selbst wenn er von sich aus, ungefragt, zu reden beginnt, wird ihn keiner verstehen. In ihrem Kosmos ist Schweigen angesagt. Er möchte weg. Hinaus. In diesem Bedrückenden werden sie ersticken. Wie Nadeln, können Gedanken sein.

Invalidität wird nur als solche anerkannt, wenn ein Bein, eine Hand oder sonst was fehlt, nicht aber, wenn der innere Mensch verletzt, verkümmert, versteinert, entwertet, erstarrt und leblos ...

Es wird eine Eule werden. Er hatte mehrere Stücke Lindenholz am Dachboden gelagert für den Fall, später einmal Zeit zum Schnitzen zu haben. Irgendwann.

Seit ein paar Tagen sitzt er auf der Bank am Bach und schnitzt. Probiert, legt es wieder weg, fängt etwas Neues an.

Jetzt sieht man schon das Gesicht des Vogels, den Schnabel, Augen, Ohren, und morgen wird er Federn am Corpus herausarbeiten. Je länger er dran arbeitet, umso mehr kommt eine Ruhe und Freude in ihn. Immer schon hätte er gern etwas Künstlerisches versucht, Malen vielleicht oder Skulpturen schnitzen, eventuell auch Bronzefiguren giessen.

Eulen bringen Glück. Im Frühjahr, zur Balzzeit, hört man nachts den Waldkauz schreien. Mit jedem Schnitzer wird sein hölzerner Vogel perfekter, lebendiger, echter. Es wird eine wunderschöne lebensechte Eule. Etwa dreissig Zentimeter gross, sie sitzt auf einem Plock und hält die Augen halb geschlossen.

Eulen bringen Glück.

Es ist sein Geschenk an das Kind, das kommen wird. Irgendwann im nächsten Frühjahr. Das Kind nach dem Krieg.

Langsam, zärtlich streicht sein Zeigefinger über sein eigenes Gesicht, über den Arm, die Waden, den Fuss / es ist alles noch ganz, alles okay:

dieses Wunder zu leben. Überlebt haben. Alles überlebt. Ich lebe! Albert Roth schaut erschüttert in die Vielfalt der Welt: ich lebe! Mehr kann man nicht wollen, es ist das Wunder schlechthin und jeder Atemzug ein grosszügiges Geschenk.

Das Dunkel der Nacht ist gütig und weich. Etwas löst sich, die Brust wird frei, er will schreien vor Begeisterung: ich lebe!

Ich lebe! Er steht auf, streckt die Arme zum Himmel und überlässt sein Gesicht dem Licht.

Im Lauf der Jahre lässt die Spannung nach.

Und der vertraute Atem dessen, der mit dem Menschen von Geburt an verbunden ist: der Sound des Flusses, meist gleichmässig ruhig, dann plötzlich im Sommer nach dem Gewitter, wird er wild und wütend, als müsste er alles Erlebte vergessen und seinen Zorn entladen, ungebremst zerreisst er die Ufer, die Flut dringt in Keller und Häuser ein, reisst Strassen auf, überflutet Felder und ganze Siedlungen.

Albert liebt den Fluss seiner Kindheit, er war schnell, und es war leicht, die Forellen mit der Hand zu fangen, in Butter gebraten schmeckten sie fein. Je länger er zurück ist auf dem Boden seiner Herkunft, umso öfter sieht er Dinge, Zustände und Merkwürdigkeiten, die einmal selbstverständlich waren. Die Salti der Schwalben zum Beispiel / wenn du noch nie eine Schwalbe beobachtet hast, solltest du es nachholen, solange es noch welche gibt. Faszinierend, pfeilschnell ziehen diese Luftakrobaten Kreise. Schlingen, Kurven ... er geniert sich nicht, sie immer wieder lang zu beobachten, er hat alle Zeit der Welt, und er spürt, wie ihm ganz langsam alles Verlorene entgegenkommt, sich annähert, zu erkennen gibt, sodass er es spüren, erkennen und speichern kann.

Wind zerzaust die Bäume, Blätter und Zweige tanzen kokett Quadrille, es ist ein Staunen, ein Fühlen, ja Ekstase über die Intensität des Lebens.

Der im Sommer ausgebleichte Feldweg, grobe Schottersteine, dazwischen dürrtrockene Erde, eine Karde am Rand, ihr macht die Hitze, das Karge nichts aus.

Im Sehen und Erkennen kommt Zuneigung und das Annehmen der

Kraft die aus vielen Quellen kommt. Es könnte wieder Heimat werden
In manchen Nächten geht er hinaus, reisst sich das Hemd vom Leib, streckt
die Arme weit, um den Himmel zu berühren, und bittet den scharfen
Schmerz, die tiefe Sehnsucht die ihn martert, von ihm abzulassen. In je-
dem Zentimeter seines Körpers spürt er sie, als wäre sie real da, direkt bei
ihm, er spürt ihre Hand über sein Gesicht streichen und ihren Atem ... Dann
sackt er müde und verzweifelt zusammen, er verknüllt sich und weint.

Carla hat er das Mädchen getauft. Gegen den Willen aller. Niemand
in dieser Gegend heisst so. Als hätte ein Windstoss sie hergetrieben, als
wäre der Schoss, der sie empfangen hat, nur Mittel zum Zweck und sie
selber, anders als alle herum, der Treibsand des Meeres, der alles gese-
hen hat und jetzt in Ruhe ... im Niemandsland ... wartet ... dass er eines
Tages wiederkommt.

Selten hat es so stark, so anhaltend geregnet wie an diesem Don-
nerstag. Trotz Regenschirms wird man durchnässt auf der kurzen Stre-
cke von der Kirche zum Friedhof, und die Erde ist schwer, dunkel und
klebrig, sodass ein dumpfer Ton heraufklingt bei jeder Schaufel, die sie
hinunterwerfen auf den Sarg.

Für das Kind klingt dieses Nachwerfen wie eine Bestätigung, ja Ver-
höhnung des Gestorbenen durch die Überlebenden.

Carla starrt wie gelähmt hinunter, man hat ihr den einzigen Men-
schen genommen.

Mit ihm ist die Sonne ins Grab gefallen

Die Kälte der Einsamkeit unter Fremden, die dir vertraut sein müss-
ten, kein Vertrautsein das deine Seele touchiert.

Das Beiläufige des eben auch Daseins ... das Abschätzige ... eben nur
Kind ...

Dieses bittere Einsame der Kindheit. Niemand da. Niemand nimmt
deine Hand, hält dich tröstend im Arm, schrei dem Himmel die Trauer
entgegen ... vielleicht hört er dich.

Der Dachboden ist ein eigenes Universum mit einem Fluidum, einem
Vertrauten und auch Geheimnisvollen, er ist Zuflucht durch sein abge-
schlossenes Ausgeschlossenheit, und er hat den Nimbus des immer schon

Dagewesenen. Seine Aura ist die eines Wissenden, der dem Wind und dem Sturm zuhört und am Rauschen der Linde Jahreszeit und Wetter zuordnen kann, der Baum ist uralt und trägt sein tonnenschweres Gewicht an Holz und Laub mit Würde und Stolz so ähnlich, wie eine Frau ihren geschmückten Körper trägt.

Der Dachboden hat einen eigenen Geruch, wenn man die Schwelle des Gewohnten überschreitet könnte sich das Gemengelage auch Duft nennen, auf jeden Fall dann, wenn sich unter dem Staub der Jahrzehnte Bücher verbergen und ganz hinten auf der Galerie noch Zelluloidstreifen, eine alte Kamera, ein Karton mit Fotos ... die Hinterlassenschaft des Vorbesitzers, eines Fotografen ...

Der Dachboden ist der Platz, an dem man sicher ist. Man kann sich in einer Ecke verkriechen, man fühlt sich geborgen, weil niemand sonst da ist, man ist sicher, es ist gemütlich, und man ist nicht allein, weil der Dachboden redet. Es ist ein guter Platz, er mag dich. Du spürst es, du bist nicht allein.

Judith Gruber-Rizy

LACUS FELIX

(Ausschnitt aus dem Salzkammergut-Romanprojekt)

Der Blick von der Altausseer-Veranda hinaus auf den stillen See und die Berge begeistert Rosa. Nur der Blick über den Traunsee hinüber zum Traunstein ist schöner, denkt sie und ist im Moment trotzdem froh, nicht am Ufer des Traunsees zu sein.

Lacus felix nannten die Römer den Traunsee, glücklicher See also, und nie hat sich Rosa ernsthaft gefragt, warum die Römer ihn so nannten. Es war doch für Rosa vollkommen klar: Es gibt keinen schöneren See, keine schönere Landschaft als den Traunsee mit dem Traunstein, egal von welcher Seite man zu ihm hinschaut, und daher keinen glücklicheren See. Oder auch die Aussicht von der Traunstein-Seite: Dieser Blick vom Hoisn hinaus auf den See Richtung Ebensee, links ein kleines Stück vom Traunstein, dann die Schlafende Griechin, rechts am gegenüberliegenden Ufer hinter Traunkirchen sehr markant der Sonnstein mit seinen zwei Gipfeln. Und dahinter weitere Berge, es ist ein Blick ins Gebirge hinein Richtung Süden, aber durch den weiten See im Vordergrund wirkt es nicht bedrohlich und nur ein klein wenig eng. Es ist ein majestätischer Blick, einzigartig, vertraut, ein Zuhause-Eindruck und gleichzeitig so fremd und postkartenmäßig, so weit weg. Ein Anblick, nur wie eine Erinnerung, unwirklich daher, fern, nicht mehr Rosas Gegenwart. Und dennoch, und trotzdem – bei aller Schönheit auch eine Belastung für Rosa.

Rosas Großmutter zog den Berg rechts vom Traunstein, die Schlafende Griechin, dem Traunstein vor, sie war ihr Lieblingsberg und war ihr weitaus sympathischer als der Traunstein, der war der Großmutter zu mächtig, bedrohlich und steil, für sie hatte die Schlafende Griechin etwas Lieblicheres an sich, obwohl sie ja doch auch sehr steil und nicht weniger schroff ist. Vielleicht lag es auch einfach am Namen dieses Berges: Schla-

fende Griechin, einen schöneren Namen, fand Rosa schon immer, kann es für einen Berg nicht geben.

Wer von Gmunden oder Altmünster aus auf das gegenüberliegende Traunseeufer schaut und Traunstein und Schlafende Griechin vor sich sieht, wird vermutlich sofort vom Traunstein angezogen sein, von der Höhe, der Mächtigkeit, ja, seiner Wuchtigkeit. Aber, und da muss Rosa ihrer Großmutter recht geben, der zartere, freundlichere Berg ist von dort aus betrachtet die Schlafende Griechin. Sanfter wirkt sie auf jeden Fall, zugänglicher. Obwohl sie beides nicht ist, aber dennoch, aus der Ferne gesehen, kann man diesen Eindruck gewinnen.

Lacus felix. Glücklich, wer die Qual der Wahl zwischen Traunstein und Schlafender Griechin hat oder vom anderen Ufer aus den Sonnstein sieht. Kein Wunder, dass ihr Großvater diesen Ort, diesen See, diese Berge nicht verlassen wollte, ja nicht verlassen konnte, denkt Rosa. Unverständlich, dass ihre Mutter kein Heimweh danach hatte und keine Sehnsucht nach Traunsee und Traunstein verspürte. Oder hatte sie Sehnsucht und behauptete sie nur aus Trotz, froh zu sein, diesen Ort verlassen zu haben? Noch nie hat sich Rosa gefragt, ob ihre Mutter tatsächlich ehrlich zu ihr und zu sich selber war, wenn sie immer wieder betonte, wie froh sie sei, See und Berge und vor allem den Ort, in dem sie – mit Unterbrechungen – 40 Jahre ihres Lebens verbracht hatte, hinter sich gelassen zu haben.

„Das Salzkammergut“ schreibt Rosa am Abend in einem Mail an C., „zerreißt mich zwischen einer Vergangenheit, die gar nicht die meine ist, und meiner Gegenwart, in der die Vergangenheit dominant geworden ist. Immer stellt sich natürlich auch die Frage nach dem ‚Wer bin ich?‘. Bin ich die Frau von jetzt, was trage ich von Kindheit und Jugend in mir? Wo stehe ich? Manchmal komme ich mir aber auch wie ein trotziges Kind vor. Weil ich das Salzkammergut und den Traunstein verloren habe, sage ich jetzt: Aber ich bin doch froh darüber, ich will das Salzkammergut ja gar nicht mehr. In Wahrheit tut es mir leid, in Wahrheit leide ich darunter, in Wahrheit ist mein großer Jammer, dass ich dort nicht mehr dazugehöre, vielleicht aber auch nie dazugehört habe. Und deshalb mache ich jetzt das Salzkammergut schlecht, weil es mich nicht will.“

Bernhard Heinrich

DER OSTERHASE

Personen:

Dr. Böhler

Der Bewerber, Herr Dipl.-Ing. Gebler

Der Sekretär

Sekretär:

Ich darf Sie bitten, Platz zu nehmen, Herr Diplomingenieur. Das Personalbüro hat Sie für den Posten vorgeschlagen. Der Konzernchef, Herr Böhler, möchte sich aber noch ein persönliches Bild von Ihnen machen. Sie werden gewiss ein sehr angenehmes Gespräch mit ihm führen. Ich möchte Sie jedoch auf eine kleine Merkwürdigkeit aufmerksam machen. Dr. Böhler glaubt noch an den Osterhasen. Fragen Sie mich nicht, wie das bei einem so gebildeten und reifen Mann möglich ist, aber es ist nun einmal so. Er glaubt nicht nur an den Osterhasen, er kommt auch immer wieder auf dieses Thema zu sprechen. Nur, dass Sie Bescheid wissen.

Gebler:

Danke für den Hinweis. Es ist aber schon sonderbar, dass ein so bekannter und erfolgreicher Geschäftsmann wie Herr Dr. Böhler so sehr an seinem Kinderglauben festhält.

Sekretär:

Er hatte eine unglückliche Jugend. Seine Eltern haben sich wenig um ihn gekümmert. Sein Vater hat die Firma aufgebaut, da gab es wenig Familienleben. Ich verständige ihn nun. (ruft an) Herr Dr. Böhler, der Bewerber

um den Posten des Abteilungsleiters, Herr Dipl.-Ing. Gebler, wartet in Ihrem Büro. Sie kommen gleich? Sehr wohl. (zu Gebler) Er kommt gleich. Also, toi, toi, toi, ich wünsche Ihnen alles Gute.

Gebler:
Vielen Dank

(Dr. Böhler erscheint.)

Dr. Böhler:
Grüß Gott, bitte, bleiben Sie sitzen. Sie sind also Herr Dipl.-Ing. Gebler. Sie sind mir vom Personalbüro vorgeschlagen worden. Ihre Qualifikationen habe ich mir schon angesehen, sehr beeindruckend. Ich glaube, die Sache ist durch, auf die Vorschläge des Personalbüros kann ich mich verlassen. Ich wollte Sie aber trotzdem ein wenig persönlich kennenlernen. Sie haben Frau und Kinder, wie ich aus den Akten ersehen konnte, und sind erst vor ein paar Jahren in unsere schöne Stadt gezogen. Gefällt es Ihnen noch immer bei uns?

Gebler:
Ja, sehr gut. Die Menschen sind so offen und hilfsbereit, die Gegend ist traumhaft.

Böhler:
Und Ihre Frau, wie kommt die mit der Lage zurecht?

Gebler:
Sie hat schnell Anschluss gefunden. Wir haben einen sehr netten Freundeskreis.

Böhler:

Und die Kinder? Ein Bub und ein Mädels, glaube ich, acht und zehn Jahre.
Wo gehen die zur Schule?

Gebler:

In der Freiherr-von-Eichendorff-Straße.

Böhler:

In der Freiherr-von-Eichendorff-Straße, na, so ein Zufall, dort bin auch ich in die Schule gegangen.

Gebler:

Das ist ja wirklich erstaunlich.

Böhler:

Schön, dass sie zwei Kinder haben. Ich war ja ein Einzelkind. Ich hätte immer gerne einen Bruder oder eine Schwester gehabt. Jetzt ist bald Ostern. Bekommen Ihre Kinder etwas vom Osterhasen?

Gebler:

Ja, immer!

Böhler:

Der Osterhase ist doch ein prächtiger Bursche, allen Kindern bringt er etwas, und das jedes Jahr, verlässlich. Auch ich habe immer etwas vom Osterhasen bekommen. Einmal gab es ein Nest mit Schokoladeeiern im Garten, oder bemalte Eier in einer Ecke im Flur ... Am liebsten habe ich aber immer die Schokoladeosterhasen gehabt, weil sie immer so fröhlich gelacht haben. Was ich Sie fragen wollte: Haben Ihre Kinder den Osterhasen schon einmal gesehen?

Gebler:

Nein. Aber wollten wir nicht noch über meine zukünftigen Aufgaben reden? Ich habe mir gedacht ...

Böhler:

Nein? Also, auch Ihre Kinder nicht. Wissen Sie, dass ich bis heute noch nie den Osterhasen gesehen habe?

Gebler:

Das ist ja interessant. Was ich aber noch fragen wollte ...

Böhler:

Nein, noch nie. Das wundert mich auch. Haben Sie den Osterhasen schon einmal gesehen?

Gebler:

Nein, ich auch nicht.

Böhler:

Sie haben ihn also auch noch nie gesehen? Man kann nur Vermutungen anstellen. Ist er wirklich immer so fröhlich wie auf der Schokoladeverpackung?

Gebler:

Ich glaube schon.

Böhler:

Wieso glauben Sie das? Wissen Sie, manches Mal sitze ich in meinem Büro und denke an den Osterhasen und, verzeihen Sie mir meine Kleingläubigkeit, ich zweifle, dass es ihn gibt.

Gebler:

Nein!

Böhler:

Ja! Wenn es ihn gibt, warum zeigt er sich nicht?

Gebler:

Es wird ihn schon geben, sonst gäbe es keine Ostereier, keine Schokoladenhühner, keine Ostern.

Böhler:

Sie glauben also nicht, dass wir einem gigantischen Betrug aufsitzen? Manches Mal habe ich diesen ungeheureren Verdacht, dass uns allen nur etwas vorgemacht wird.

Gebler:

Dürfte ich Sie etwas zur Fusion unserer Firma mit Breitner und Co. fragen?

Böhler:

Jetzt nicht, die Sache ist viel zu wichtig. Wie Sie sehen, habe ich hier an der Wand ein Porträt des Osterhasen. Ich habe es als junger Mensch einmal gemalt. So stellte ich mir den Osterhasen vor, fröhlich, selbstbewusst, unternehmungslustig. Er war immer ein Vorbild für mich. Und nun der Verdacht, es könnte ihn vielleicht gar nicht geben. Andere schieben ihn nur vor, um selbst damit ein Geschäft zu machen.

Gebler:

Das kann ich mir nicht vorstellen.

Böhler:

Sie glauben also, es gibt den Osterhasen?

Gebler:

Ja, tausend Mal ja!

Böhler:

Dann sind Sie leider nicht der richtige Mann für den Posten. Das war ein Test. Mitarbeiter, die noch an den Osterhasen glauben, kann ich nicht brauchen. Das Personalbüro soll mir einen anderen Kandidaten schicken.

Gerald Jatzek

HEIMKEHR

Dieser Mann sitzt auf einer Parkbank, ein Heft auf den Knien, den Faserschreiber in der Hand. Er schreibt sich durch die Frühjahrs-sonne in eine Geschichte über einen Mann, der auf einer Bank sitzt, die zwei besondere Eigenschaften besitzt: Sie besteht nicht aus Holz und Eisen, sondern aus dem Zeitpunkt. Und sie ist treu.

Der Mann in der Geschichte kann bei Minusgraden in den Bergen Platz darauf nehmen, in seinem Schlafzimmer oder in Feuerland, er wird immer auf der griechischen Bank in einem bestimmten Frühjahr sitzen, am Meer oder im Landesinneren, das wechselt. Im Augenblick lümmelt er mehr, als er sitzt, und vergleicht die glatte und die raue Seite von Wörtern, wie viele, die das Licht des Mittelmeers beschreiben.

Zwei Frauen, in lächerliche Shorts gefüllt, lassen sich in die Geschichte fallen und landen schwer neben dem Mann. Störungen kann die Bank nicht fernhalten. Das würde ihrem einladenden Wesen widersprechen.

Die Frauen ziehen ihre Sweater über die Köpfe und setzen mit der Unterwäsche lachsrosa Statements. Die Jüngere kickt kleine Steine in die Gegend, die Ältere knallt die Hände zusammen. Dazu unterhalten sie sich in einer Sprache ohne Pausen.

Irgendwann merken die Frauen, dass der Mann schreibt. Es muss interessant sein, denn es ist das Einzige, das außer Landschaft passiert. Sie versuchen, in sein Heft zu schauen, und er rückt an den Rand der Bank. Das ist seine Art, die Arme zu verschränken.

Die Frauen folgen ihm. Auf dem T-Shirt der Älteren wachsen Schweißflecken, die auch der Wind vom Meer nicht neutralisieren kann. Der Mann zündet sich eine Zigarette an. Die Flecken vereinigen sich zu einer

Schweißfläche. Der Schreiber raucht in ihre Richtung. Die Frau hustelt. Die Bank ist.

Dem Mann auf der Parkbank kommen Zweifel an seiner Geschichte, die sich auf den Mann in der Geschichte übertragen. Der dämpft die Zigarette aus und verfasst einen Text, in dem die traurigen Ausdünstungen von Außerirdischen einen Mann auf einer wundersamen Parkbank langsam zersetzen. Die Besucher von Proxima Centauri b meinen das nicht böse. Es ist ihre Art, über einen Verlust hinwegzukommen. Ein paar Absätze später soll man erfahren, dass es sich um ihren Heimatplaneten handelt. An diesem Punkt weiß man nur, dass sie Wesen mit weniger als drei Hypophysen für minderbemittelt halten.

Die kolossalen Frauen folgen dem Text mit pauschaler Beunruhigung. Ob sie ihn verstehen, kann der Mann nicht feststellen. Die Jüngere bringt ihre Bekleidung in einen in Südeuropa akzeptierten Zustand. Sie nickt der Älteren zu, und die beiden stemmen sich synchron hoch. Sie verlassen die Geschichte in Richtung des Gyros-Standes am Abgang zum Strand.

Der Mann auf der Parkbank weiß noch nicht, wie der Mann in seiner Geschichte auf das Ende der Störungen reagieren wird. Der notiert, dass die Außerirdischen alles Leben im Umkreis in Moleküle zerstückelt haben und nun durch eine Wüstenei trotten.

Der Mann auf der Parkbank will den Gyros-Stand wegen einer Familienfeier schließen, aber die beiden Frauen haben schon ihre Bestellung aufgegeben.

Der Mann in der Geschichte will zu seinen Betrachtungen des Lichts zurückkehren. Er schickt die Außerirdischen ins Meer, wo sie nach intelligentem Leben suchen. Nachdem sie untergetaucht sind, füllt sich die Luft wieder mit Meersalz und die Möwen kehren zurück.

Bald werden sie wieder über allen Bänken schweben.

Ernst Kaufmann

SCHWENKGASSE

Schnee. Endlich.

Als Kinder konnten wir es kaum erwarten, bis der erste Schnee fiel. An diesen Tagen nahm man morgens bereits eine undeutliche, rosafarbene Stimmung in der noch dunklen Einheitssuppe wahr. Dann begann sich der Himmel eigenartig zusammenzuziehen, die Farbe schwenkte auf ein helles Grau, und die Wolken entluden sich kurz darauf in dicken Flocken.

Vor der Schule standen bereits die Mütter mit Schlitten, und wir durften am Nachmittag in die Schwenkgasse rodeln gehen. Diese steile Gasse, nur einen Steinwurf von der Schule entfernt, war an solchen Tagen für den Verkehr gesperrt und für winterliches Treiben geöffnet. Wir fetzten die steile Bahn hinunter, und vor dem 18er-Haus stand immer der Hausmeister, der unser Treiben mit dem Satz „Seids jetzt scho gaunz deppat word'n?“ kommentierte.

Heute, fünfzig Jahre später, war wieder so ein Tag. Als ich verschlafen die Augen öffnete und das zarte Rosa zwischen den Wolkenbänken sah, waren die Jahrzehnte wie weggewischt. Lange hatte es so einen Himmel nicht mehr gegeben! Ich rannte in den Keller, um die alte Rodel hervorzukramen. Die Sitzgurten waren ziemlich mürbe geworden, und das Holz war grau, aber sonst schien noch alles in Ordnung. Und mit ein wenig Wachs auf den angerosteten Kufen würde ich heute wieder schnell sein.

Zwei Stunden später, nach einer zermürbenden Anfahrt durch den dichten Wiener Verkehr – ich wohne jetzt ziemlich weit von meiner Rodelbahn weg –, stand ich am oberen Ende der Schwenkgasse. Sie war zwar nicht gesperrt, aber weit und breit fuhr kein Auto. Also musste es

sein. Ich sprang auf den alten Schlitten, nahm die Leine kurz und hob die Beine vom Boden. Es war sensationell, wie rasant ich in Schwung kam.

Nach etwa hundert Metern, mittlerweile hatte ich einen ziemlichen Zahn drauf, wie man in Wien sagt, schoss ich knapp am 18er-Haus vorbei. Den Herrn, der eben aus dem Tor trat, hatte ich nicht kommen sehen. Er sprang erschrockenen mit einem Satz zur Seite und schrie mir in seinem aufkommenden Zorn nach: „Sind S' jetzt scho gaunz deppat word'n?“

Es ist doch ein schönes Gefühl, zu Hause zu sein!

Eva Kittelmann

BERLIN-WANNSEE DIE KONFERENZ

20. JANUAR 1942

Die Neunzigjährige erschrickt erneut bis in das tiefste Herz.
Die tränenlosen Augen flackern, brennen.
Vor 80 Jahren Kind, das niemals hätte fragen dürfen,
warum die Burschen in den braunen Stiefeln
die Gisi Wilk, die schöne Tänzerin, brutal
mit Schlägen treppenabwärts trieben in die Novembernacht ...
warum die Gesichter der Großen so grau sind,
was ihr ständiges Flüstern, ihr Seufzen bedeutet.
Ist Wahrheit endlich jedem zumutbar? Der späte Film?

Da rollen acht Mercedes auf weißem Kies feudalem Landhaus zu.
An die zwanzig elegante Männer sammeln sich,
in Schwarz, in Feldgrau, auch khakifarbenen Uniformen,
oder Nadelstreif - je nach der Position:
Staatssekretärs und Militärs, Minister und SS.
Tischkarten werden umgesteckt. Man demonstriert
die allerbesten Umgangsformen und ein gepflegtes Deutsch.
Was auffällt, dass von allen Stirnen Hochmut glänzt.
Im Hintergrund sitzt eine blonde Frau fürs Protokoll.
Das sind nun also überwiegend Akademiker, die ausnahmslos,
ja blind dem Wahn des hirnverbrannten *Gröfaz* dienen:
Endlösung muss erfolgen in der Judenfrage; und die

*Gesamtheit jener fremden Rasse sei ehestens zu liquidieren
zum Wohl und der Erhaltung des Germanentums ...*

Heydrich, er kam von Prag geflogen, eröffnet die Gespräche,
hochintellektuell, in schöngefärbten Worten,
und Eichmann neben ihm hat längst die Praktiken ermittelt:
der Abertausenden Verfrachtung, Exekution, Entsorgung.

Die Neunzigjährige verfolgt die Sitzung.

Die Referate der Verblendeten, die teuflisch ausgeheckten Pläne
alter Spießgesellen, Mörder, Kinderschlächter.

Nicht einer, der noch eine Spur Humanität bewiesen hätte
oder zumindest einen Ansatz von Räson. Zuweilen fällt
wie absichtslos der Name der höheren Instanz,
des Auftraggebers: des Heinrich Himmler, Reichsführer SS.

Ein milder Wintertag in der Mark Brandenburg.

Still liegt der bleiche See. Sie schreiten zum Buffet.

Lachsbrötchen, Mokka, und Liqueure.

Die Konversation verliert sich schnell in das Private ...

Die Neunzigjährige vergisst beinah, das Fernsehen abzuschalten,
die Brille wegzulegen.

Schlürft aufgelöst zu Bette und findet kein Gebet.

Ida Leibetseder

DER LETZTE SONNTAG IM OKTOBER

Die letzten Farben malen eine Welt,
in deren endgültiger Gebärde
mit den Blättern selbst die Sonne fällt
in die verbergend schwarze Erde.
Rundum versinkt in Dunkelheit,
was in der Stille weiterlebt.
In dieser Tiefe wird bereit,
was sich im Frühling neu erhebt.

Mechthild Podzeit-Lütjen

PRACHTVOLLER SOMMER

ich sage ich habe die bücher
weggeräumt
es ist wie ein schnitt
bücher weg zu räumen
ist eine tragödie
bücher wegräumen und
dafür einen platz suchen ist
ist ein grab ohne bücher
ich sehe es seinen augen an

soll ich die bücher liegen lassen
auf dem tisch auf dem klavier?

Vielleicht wollte er doch eines
Tages noch einmal das präludium
Spielen
Vielleicht

Er fragt wohin ich sie geräumt
Habe die bücher

Er versucht bücher zu begreifen
Er hat in seiner iris einen hof
(die iris für die tiefenschärfe)
Ich versuche darüber hinwegzuschauen

Weil er es nicht sehen kann oder
Auch aufzulösen diesen hof wie

Ein heiligenschein über dem kopf nur
In den augen wie ein hof um den mond
Wenn der mond einen hof hat wird
Das wetter schlecht also anders was
Ist schlecht
Ich verstehe es selbst nicht auch nicht
Dass man am ende des lebens bücher
Wegräumen soll

Ich habe in meinem leben genug gelesen
Sagt er dann es soll mir mut machen

Ob ich jetzt aufhören soll zu lesen damit
Ich es dann nämlich besser schaffe
bevor

Sich der hof bildet um die pupille für
Eine sicht ins jenseits schon also
Wenn die bücher hinter einem liegen

Nicht einmal das angelesene wissen
bleibt
Nicht einmal
Was ist das für eine schöpfung?

ZWISCHEN DEN BERGEN

Irgendwann das kann plötzlich sein weißt du
Dass weitergeben und schenken sinnlos ist

Lehnst dich zurück atmest tief ein und aus
Den lungenspitzen das atmen ist wichtig
Hast du gelernt

Du weißt nicht genau welchen rhythmus
Du schreiben wirst daktylus anapäst

Hast nur eine intension wie du den
Gedanken verschriftlicht kriegst

Irgendwann ziehst du wieder und wieder
Frankl hervor der hat es einfach vermocht
Berge und sinn und die krise darin zu verquicken
Du meinst dass es dir hilft

Hast den blumenstrauss aufgehoben der
Vertrocknet sich in seine bestandteile
Nur die kugeldistel ist noch erkennbar
Von damals als er auf deinem sitz im
Neuen fahrzeug als begrüßung
Fandst es enorm

Warum will man immer das was zerrinnt
Zwischen den fingern halten
Um nah zeiten des frohsinns
Nicht wahr

Werde das trockengestäub aufs grab
Gleichsam als düngemittel
Schon vorab

Irgendwann sagst du muss man doch
Beginnen zu entscheiden was mit den dingen
Geschehen soll

Gerda Sengstbratl

AUSFLUG IN DAS GRUSELKABINETT MEINER VERGANGENHEIT

Ende September. Zakynthos. Dafni Beach. Die Spätsommersonne legt sich warm auf die Urlauber. Der Strand ist ein behagliches Örtchen, versteckt am Ende einer Schlucht.

Zwei Tavernen nebeneinander. Liegen und knorrige Pinien zwischen Strohschirmen. Friedrich, Gerti und Edith sind über den Bergkamm gewandert. Ich kam mit Marie samt Freund im Auto. Wir kennen einander, die einen länger, die anderen kürzer. Jeden Morgen schreiben und malen wir miteinander.

Marie, die schon öfter hier in der Bucht war und sich auszukennen scheint, hat für abends einen Tisch für uns sechs bestellt. Hinten. Am Ende des Strandes. Etwas Besonderes, sagt sie.

Den Nachmittag über wird geplaudert, gedöst, gelesen, geplansch, getaucht, geschwommen. Die Schokolade von der Tankstelle wird geteilt, am Espresso genippt und Bier in großen Schlucken getrunken. Zwischen uns ist große Verbundenheit. Da weiß ich, so will ich leben. In Gemeinschaft.

Um fünf brechen wir auf. Im Gänsemarsch, die kleine Bucht entlang und quer über den Sand Richtung Felsabbruch.

Vom warmen Sonnenlicht angestrahlt: Fetzen und Matratzen. Zerbrochen, rostig, zerfleddert, zerrissen, kaputt. Schief und ohne Bein Stühle und Tische, verstaubt und klebrig. Windschief. Die Sitzpolster ausgebleicht und fleckig. Marie gibt Anweisungen. Wir sollen uns beim Maitre vorstellen. Beim Besitzer der „Anlage“. Er würde für uns mit seinem Assistenten kochen. Gemüse liegt in Haufen auf dem Boden im Sand. Der Mann in einem zerfledderten Ohrensessel. Marie stellt einen Doppelliter Grappa neben den Mann. Er raucht. Er trägt schmierige Bermudahosen und ein zerrissenes T-Shirt. Das Gesicht ist aufgedunsen und rot. Neben

dem Maitre sitzt eine mittelalterliche Wienerin, die von Mann und Ort verzückt ist.

Wir sind hungrig. Wir setzen uns um einen großen Tisch im Sand. Es gäbe in eineinhalb Stunden Essen. Wir sind durstig, und die Gläser sind schmierig. Die Teller sind schmierig. Marie wischt das Besteck mit Essig getränkten Papierservietten. Friedrich und ich, wir wollen auf der Stelle abhauen, uns verduften, auf und davon. Die rechnen mit uns, sagt Marie. Sie hätte schon alles vereinbart.

Ich setze mich auf eine Art Thron an der Stirnseite des Tisches und schaue auf Meeresschildkrötenschutz und das Meer. Wir sitzen inmitten einer verrückten Apokalypse.

Im Verschlag des Maitre ist Schatten. Sein Assistent öffnet den Deckel des Gastrogrills. Schiebt die Asche herum. Ob noch da noch Glut ist oder nicht, ist aus der Distanz nicht auszumachen.

Ich will kein Glas. Ich trinke aus der Flasche. Ich habe Angst vor dem verknitterten blau-weiß karierten Tischtuch mit Dreckflecken. Ich habe Angst vor dem Salat, dem Brot, den Fingern des Maitre, der gerade noch die Katze auf dem Schoß gestreichelt hat. Ich fürchte mich vor Kartoffeln und Feta.

Mit ist zum Weinen. Mich ekelt. Mir graust. Der vergammelte Ort mit dem vergammelten Maitre ist eine Welt, die ich nicht leiden kann. Ich mag sie nicht. Ich fürchte mich davor. Ich habe mit allen auftretenden Figuren, Tieren und Dingen Mitleid. Mit dem Ort sogar. Erbärmlich.

Der Maitre mit seiner Bassstimme inszeniert seinen Auftritt, sein Theaterstück. Ein kleines windschiefes zusammengeschustertes Serviertischchen wird herantgetragen. Jede Platte – Salat, Kartoffel, Feta, Gemüse, Fisch – durchläuft eine Inszenierung: Er wirft grobes Meersalz aus einem Meter Entfernung auf das Gericht. Mit beiden Händen zerquetscht er simultan Zitronen über der Platte und rebelt große Stauden Oreganos ab. Am Ende wird der riesige gegrillte Fisch aus der Alufolie geschält. Das Ganze wird auf den Tisch abgestellt.

Die Sonne ist am Untergehen. Das Abendlicht hat etwas Weiches, Strahlendes. Alles schmeckt vorzüglich. Wir sind heiter. Marie bezahlt

ein hundredachtzig Euro für Essen und Getränke, was nicht so viel wert war. Sie hat schon bezahlt, sagt sie. Wir sollten so viel dazugeben, wie jede von uns will. Sie hat Mitgefühl für den Mann.

Friedrich und Edith brechen nach dem Essen zu Fuß zurück nach Hause auf. Ich laufe den Strand zurück in die Zivilisation. Marie und ihr Freund bleiben noch.

Der Maitre und mein Bruder sind aus dem gleichen Gewebe gemacht. Der Maitre ist Herrscher über sein verrücktes Universum und dirigiert jene, die sich heranwagen in seine Welt.

Das Universum meines Bruders glich der Welt des Maitre.

Mein Bruder dirigierte einen Großteil meines Erwachsenenlebens und meine Welt. Seine Krankheit zerlegte, zerrieb, zerriss und formte aus allem etwas Neues. Er steuerte Mutter, Vater, mich und Schwester. Er steuerte Vergangenheit und Zukunft. Der Schnaps des Maitre. Die Rausche und Ekstasen meines Bruders.

In meinem Leben gibt es einen Mantel. Mein Leben lang hielt meine Mutter ihn mir her, auf dass ich hineinschlüpfte. Es ist der Mantel der Angst. Es ist noch nicht lange her, dass ich beschloss, nie wieder hineinzuschlüpfen und doch – beim Abendessen im Maitreuniversum saß ich in diesem Mantel am Tisch. Ich war freiwillig hineingeschlüpft.

Als Kind saß ich Nachmittag für Nachmittag und zeichnete VORHER – NACHHER – Bilder: hässliche Frauen links, die ich rechts verschönerete. Später verlagerte ich das VORHER-NACHHER auf die Gestaltung von Räumen, auf Renovieren und Entrümpeln. Mein VORHER-NACHHER begann lange, bevor mein Bruder an Schizophrenie erkrankte. Ich schlüpfte in den Mantel der Angst. Mein Bruder ist das vorletzte Glied zwischen einer Reihe von Vorfahren und seinem Sohn.

Mein Bruder sammelte Begräbnisbildchen mit den Fotos der Toten.

Mein Bruder war gewitzt und intelligent eloquent, wenn er betrunken war.

Mein Bruder verschenkte alles, auch das, was ihm gar nicht gehörte.

Mein Bruder malte und vererbte mir seine Werke, sein Haus und sein Kind samt Hund.

Mein Bruder fabrizierte grüne Würste.

Mein Bruder organisierte ein dreitägiges Musikfestival.

Mein Bruder hatte ein niedriges Selbstbewusstsein und Angstzustände.

Mein Bruder sah als Jugendlicher aus wie ein Mädchen.

Mein Bruder holte mich in Rom mit dem Auto ab, als ich einen kleinen Italiener nicht mehr Deutsch beibringen wollte. Er besuchte mich, als ich Au-pair in Paris war, und er kam zu mir ins Krankenhaus.

Alles, was ich machte, gefiel ihm. Er liebte alle Leute, die ich liebte.

Mein Bruder ist die Person, mit der ich das meiste auf der Welt teilte.

Wir ritten als kleine Kinder auf Zicklein. Wir sprangen im Heuboden. Wir wurden zusammen im Nachbardorf vom Vater vergessen. Wir warteten stundenlang in Vaters Auto, wenn er bei Bauern eine Kuh kaufte, hauchten an die Scheiben und malten mit den Fingern Kringel. Wir nahmen Geld aus der Barkasse, wenn wir als Jugendliche einschenkten, und gaben es Armen. Wir bekämpften den Vater. Mein Bruder stand in der Schusslinie. Ich stand im Schatten.

Mein Bruder erlebte den Krieg vor allen Kriegen. Ich auch. Gleich nach der Geburt.

Ich habe Mitleid mit meinem Bruder. Und Hass auf seine Räusche, seine verrückten Steuermanöver aller Menschen um sich. Ich verabscheue den Dreck. Das Verlotterte. Die Unordnung. Das Zerschlossene.

Beim Maitre war ich zu Besuch in meiner Vergangenheit bei meinem Bruder.

Mein Bruder ließ sich von mir sein dickes Haar schneiden. Er ließ sich auf keinen Fall seine buschigen Augenbrauen kürzen. Mein Bruder wäre Vegetarier geworden. Ingenieur. Er wollte Musiker sein und Priester. Er liebte Tiere. Man zwang ihn aber, Fleischer zu werden, Jäger, Gastwirt.

Dabei war er scheu. Keine seiner zarten Freundinnen passten. Am Ende suchte er sich eine Pianistin von weit her und bekam mit ihr einen Sohn.

Die Handbewegungen des Sohnes sind so ruppig, wie die meines Bruders waren.

Die Besessenheit des Sohnes, Autos zu reparieren, ist genau wie die Besessenheit meines Bruders beim Malen und bei seinen Installationen.

Mein Bruder ist 2013 gestorben.

Das Abendessen beim Maitre war ein Besuch beim Unaushaltbaren von ihm. Dem Verrückten. Der psychischen Erkrankung. Der Verzweiflung. Der Ausweglosigkeit.

Mein Bruder ist tot. Die untergehende Sonne färbte alles rosarot. Ich war bei meinem toten, verrückten, lieben Bruder zu Besuch. Er kochte für mich und meine Freunde, und niemand lief davon. Mein Bruder liebte es, für Besuche zu kochen. Unser Fischessen schmeckte vorzüglich, und ich musste mich vor niemanden schämen. Der Maitre stand für sich mitten in seinem eigenen Misthaufen.

Und es gab einen jungen schwarzen Babyhund und die weiße Katze.

Ich wartete in einer der beiden Tavernen. Außer mir gab es keine Gäste mehr. Der Kellner schenkte mir Ouzo. Es war schon finster, als Marie und ihr Freund kamen und mich auflasen.

NEUE MITGLIEDER

Roland Knie

KINDERLIED

Was macht der Regen, wenn er nicht regnet?
Er sitzt in einer Ecke und weint.
Was macht die Gegend, der keiner begegnet?
Sie breitet sich aus, und sie lächelt versteht.
Was macht die Sonne, wenn sie doch mehr sein als scheinen will?
Und der Verein, der nur Vereinsamte vereinen will?
Alles bleibt, wie es ist,
und darüber hinweg fegt der Wind.
Die einen spielen Versteck – die andern schauen weg.
Und die Welt ist am Ende
mit Brettern vernagelt, mein Kind ...
Aber manche Menschen sind
die sehen blind.
Was machen Worte, die wir nicht sagen?
Sie schreien laut, bis die Stille zerspringt.
Was machen Dinge, die wir nicht wagen?
Sie bleiben da, bis ein Wille sie zwingt.
Was macht ein Lied, das keiner singt, weil man's nur träumen kann?
Was macht die Zeit, die man verbringt und nicht versäumen kann?
Wenn das Woher und das Wohin
einmal heiraten müssen, mein Kind,

kriegst auch du ein Kleid aus rauher Wirklichkeit ...

Doch du darfst dich nicht kränken,
sollst immer nur schenken, mein Kind.

Weißt du: manche Menschen sind,
die dich spüren
und dich führen,
sind geblieben,
dich zu lieben,

Weißt du: manche Menschen sind,
die sehen blind.

Julia Krammer

FREIE TAGE

Franz hat einen freien Tag heute, er möchte ins Freibad gehen, Franz hat überhaupt viele freie Tage. Er fragt mich, ob ich ihn begleiten möchte, doch er fragt nie, wie es um meine freien Tage bestellt ist, ob ich überhaupt freie Tage habe oder wenigstens freie Halbtage, zum Beispiel einen freien Nachmittag oder Vormittag (denn das ist immerhin die aliquotierte Entsprechung eines ganzen freien Tages).

Franz fragt also nicht nach meinen freien Tagen, doch er fragt, ob ich mit ihm ins Freibad gehen möchte, Franz ist überhaupt sehr zuvorkommend, seit er in Pension ist, seit *seine Margret* gestorben ist, doch ich sage Franz wie immer, dass ich sehr viel zu tun habe, dass ich mir leider nicht freinehmen kann (obwohl er gar nicht nach meinen freien Tagen gefragt hat, sondern bloß, ob ich mit ihm ins Freibad gehe).

Der Türspalt, aus dem ich Franz von innen nach außen zugeflüstert habe, schließt sich wieder und mit dem leisen Sauggeräusch, das die Tür macht, wenn sie von ihrem eigenen Rahmen verschluckt wird, entspannen sich auch endlich meine Schulterblätter.

Ich habe Franz schon aus der Ferne gesehen beim Über-die-Straße-Gehen (Franz' Gang hat etwas Wiegendes, als wäre er von einem Soundtrack begleitet), ich habe Franz also hinter dem beiseitegeschobenen Küchenfenstervorhang gesehen, und dann habe ich zu Ivan gesagt, *Schau, er wird mich bestimmt wieder irgendetwas fragen, irgendetwas mit mir unternehmen wollen.*

Ich erzähle Ivan, was ich heute in der Zeitung gelesen habe: In den nächsten Tagen sollen alle roten Hüte aus dem Stadtbild von Graz entfernt werden. Das damit beauftragte Amt zur Verschönerung der Stadt (mir mag nicht einfallen, wie sie genau heißt, diese fürsorgliche Kommandozentrale,

die auch der Begrünung der Verkehrsinseln und dem Gießen der Pflanzen ihre Zuwendung schenkt), also dieses Amt äußerte sich dahingehend, dass rote Hüte nicht allzu häufig auftreten würden, doch sei beobachtet worden, dass sie die innerstädtisch vorkommenden Eichhörnchen verstörten, man habe eine kleine Fallstudie gemacht, um den endgültigen Beweis zu erbringen, und die habe den Verdacht bestätigt.

Jetzt stell dir vor, Ivan, wie sie das umsetzen wollen, ich meine, welche Rotschattierungen werden davon betroffen sein? Ich kann mir nicht erklären, wie sie das den Leuten beibringen wollen, wie sie festlegen, welche exakten Farben nun nicht mehr gestattet sein werden in Zukunft, aber vielleicht hängen sie als Hilfestellung solche Farbpaletten aus, du weißt schon, diese kleinen, fächerartigen Gebilde, die mit Zahlencodes versehen sind, zur besseren Zuordnung. Da kann man dann den eigenen Hut neben das Farbfragment halten und vergleichen, vielleicht wird es dann eichhörnchenfeindliche und eichhörnchenfreundliche Rottöne geben, aber was wäre denn zum Beispiel mit meinem fuchsiafarbenen Schal, denkst du, den dürfte ich noch tragen, also, in der Öffentlichkeit oder zumindest in geschlossenen Räumen wie dem Orpheum oder dem Kunsthauscafé? Wobei mir gerade einfällt, sie sprechen bei dieser Studie ja eigentlich nur von Hüten, vielleicht geht es also um die Form, vielleicht ist sie es, die die Eichhörnchen so beunruhigt, vielleicht ist dann ein roter Schal weiterhin zulässig, na, und meiner ist ja ohnehin eher fuchsiafarben, nicht rot, du weißt schon, den ich bei der Taufe getragen habe. Vielleicht ist also ein richtig roter Schal auch im öffentlichen Raum verboten, im Park – na, wir werden sehen, ich werde die Diskussion in jedem Fall weiterverfolgen.

Ivan sieht heute etwas blasser aus als sonst, ich vermute, dass es mit der Hitze der letzten Tage zu tun hat, ich werde ihn in den Keller legen müssen, damit er nicht zu riechen beginnt. Ich muss überhaupt mehr darüber lesen, wie eine korrekte Aufbewahrung aussehen könnte in Zukunft, das ist alles noch so neu für mich, er liegt ja erst seit vier Tagen auf der Couch.

Wie jeden Morgen massiere ich die Leichenstarre etwas aus seinen Beinen und Armen, bette ihn ein wenig um, damit sich da nichts ablagert, damit sich keine Ödeme bilden. Ich muss wirklich noch viel darüber le-

sen, ich hab ja keine Ahnung von diesen Angelegenheiten, ich muss besser recherchieren, wie man in derartigen Fällen –

Durch den Zwischenfall mit Franz ist mein Kaffee erkaltet. Ivan hat seinen Kaffee immer mit Schlagobers getrunken (wie die Leute aus Wien), das wäre ein Malheur gewesen, wenn ihm der Kaffee kalt geworden wäre an diesem Morgen, wegen des Zwischenfalls mit Franz noch dazu, wo er Franz nie richtig leiden mochte (und wo doch Schlagobers immer diese seltsame Konsistenz annimmt, wenn es zu lange an der frischen Luft verweilt).

Ausgelacht haben sie ihn immer für das Schlagobers im Kaffee, *Wer macht denn sowas*, haben die Nachbarn und Freunde gesagt, *Wie die Leute aus Wien, jetzt fehlt es nur noch, dass du „ur“ und „leiwand“ sagst*.

Einmal hatten wir kein Schlagobers zu Hause, da wäre der Sonntagmorgen beinahe in Schieflage gerutscht, bis Ivan eingefallen ist, dass ihm jemand von der Butter im Kaffee erzählt hat. Es musste eine spezielle Sorte sein, rahmige Butter, am besten mit Kokosöl vermischt, doch schon die rahmige Butter hatten wir nicht zu Hause (erst recht kein Kokosöl).

Dennoch: Bevor der Sonntagmorgen in Schieflage gleiten konnte, verrührte Ivan einen Löffel unserer häuslich vorrätigen Teebutter in seinem Kaffee, so ganz ohne Kokosöl. Die Fettaugen, die auf der schwarzen Flüssigkeit balancierten, ekelten mich an (doch um den Sonntagmorgen in Balance zu halten, war es besser, nichts zu sagen).

Nach dem Morgenkaffee gingen wir immer die Runde mit dem Hund, immer dieselbe Runde mit dem demselben Hund, und das seit vielen Jahren. Obwohl die Runde kurz war und der Hund sich darauf freute, dauerte es eine geraume Weile, bis wir zurück waren, und Ivan hat immer dieselben Sätze für den Hund parat gehabt, nicht etwa *Brav! Sitz! Platz! Komm Gassi gehen!*, oder dergleichen, nein, er hatte seine eigenen Wiederholungen:

Werni, mein Bub!
Mach schon ein Lackerl,
nein, nicht da, geh, Werni,
nicht, Werni,
Werni, geh,

*das Lackertl,
komm Werni,
Lackertl machen! Fürs Herrli,
mach schon, Werni! So is er gut, der Bub,
Werni, mein Bub!*

Nach der Runde mit dem Hund bereite ich das Essen zu; seit mir Ivan zum Namenstag ein handgemachtes Büchlein aus Leder geschenkt hat, schreibe ich täglich einen Satz über das Wetter hinein, und außerdem, was es zu essen gibt. Beim Aufschlagen steht hier beispielsweise:

*09. Oktober 2017
Herbstsonne bei 19 Grad, leichter Wind aus dem Osten.
Spinatstrudel, Kräutersauce, Obstsalat*

Die Seiten im Buch neigen sich ihrem Ende zu, geschätzte zwei Monate wird es noch meine Begleitung sein, dann werde ich dieses Ritual wohl aufgeben, es ist doch albern, immer aufzuschreiben, was man allein is(s)t. Trotzdem nehme ich heute die Füllfeder und notiere:

*30. Juni 2019
Klarer Himmel, Sonne, 36 Grad.
Krauperlsuppe mit Knödeln*

An der Suppe werde ich noch die nächsten Tage essen, Ivan hat sie immer geliebt, die Krauperlsuppe, dabei ist das so ein einfaches Rezept, kaum der Rede wert, eigentlich ja eher eine Wintermahlzeit, doch seit vier Tagen koche ich alles, was er besonders gern mochte, befinde mich sozusagen in einem Ivan-Lieblingsspeisen-Marathon; das Büchlein hilft da manchmal, er hat mir kleine Kuckuckskinder in den Notizen hinterlassen, das habe ich nach seinem Tod entdeckt. Von mir unbemerkt hat er kleine Tiere oder Sonnen an den Seitenrand seiner Lieblingsspeisen gezeichnet. Jetzt sehe ich alles noch einmal durch, da finden sich ganz schön viele Leibgerichte, die meinen Speiseplan nun ausfüllen werden. Hinter der Krauperlsuppe vom 12.12.2017 linst zum Beispiel ein Kakadu hervor.

Nach dem Essen wird es Zeit für eine kleine Rast, doch das Ticken der Uhr ist heute besonders bedrohlich, sodass es mir schwerfällt, das Geräusch auszublenden und einzuschlafen. Ich zähle die Schläge mit, schaue der Uhr ins Gesicht, als könne ich ihr damit das stetige Ticken abgewöhnen, wie man es bei kleinen Kindern oder Ehepartnern macht: ab und an einen warnenden Blick zuwerfen, den sie verstehen. Die Uhr versteht nicht, unbeirrt von meinen warnenden Blicken setzt der Zeiger seinen Weg fort.

Die Zeit ist überhaupt schwer wiederzufinden an Tagen, die schnell vergehen, sie kratzt an den Holzmöbeln, nagt an den Gesichtern der Menschen, trödeln in den Nachtstunden, wenn man nicht einschlafen kann.

Ich setze mich auf und sehe dem Zeiger der Uhr eine Weile dabei zu, wie er sich fortbringt, stetig umrundet er dasselbe Zifferblatt, kann nicht ausbrechen aus seiner Zeitschleife (seit so vielen Jahren).

Mit Ivan konnte man gut allein sein, allein sein in der Menge oder zu zweit; Ivan versteht es noch heute, ein Schweigen entstehen zu lassen, das mir kein Unbehagen bereitet.

Wenn ich an *heute* denke, denke ich an einen unwesentlichen Tag, einen Tag, der so unwesentlich ist wie jeder andere auch, an dem ich wieder Dinge zu erledigen habe oder auch nicht, einen Tag, an dem ich das Muster in der Tapete zähle, meine Wiederholungsschleifen auf der Straße drehe, Franz sehe, in einen dieser Läden gehe, um Essen zu kaufen, zurückkehre, wieder dastehe, das Muster zähle, einer dieser beliebigen Tage, die man eben täglich *heute* nennt, die einen verloren sein lassen am Abend wie am Morgen beim Aufstehen, die zu viel freien Raum lassen oder zu wenig, die einem klar machen, dass doch alles einerlei ist und auch gleich.

An einem dieser beliebigen Tage, die man *heute* oder *gestern* nennt, oder eben *morgen*, an einem dieser Tage wird mir klar, dass ich trotz Ivan auf der Couch allein bin auf der Welt (und was das zu bedeuten hat) und dass man dabei innerlich auseinanderbricht, da bemerkte ich, dass es nicht mehr ausreichen wird, täglich eine Runde mit dem Hund zu gehen, täglich den Ivan-Lieblingsspeisen-Marathon zu absolvieren oder das

Muster in der Tapete zu zählen und abzuwarten, ob man ohne besondere Vorkommnisse einen weiteren Tag überstanden hat.

Dass man Ivan nicht hätte wegwaschen dürfen, habe ich übrigens gleich gewusst, ich habe es zu Franz gesagt an einem dieser zutraulichen Tage, die ein wenig Kontakt möglich machen.

Im Haus hat sich ein unheimlicher Geruch ausgebreitet, wohl der nach Vergessen und Zeitablauf, ich sollte Ivan wirklich in den Keller legen bei diesen Temperaturen.

Als ich zum Sofa gehe, ist er nicht mehr da, nur die Türglocke schrillt; und draußen steht Franz, der fragt, ob ich heute einen freien Tag habe.

Georg Spiegelhofer

WEIHNACHTEN IM HOTEL

Am Weihnachtstag spazierten wir nachmittags wieder zum Broadway. Das Geblinke der bunten Reklamelichter wollte heute so gar nicht zu diesem Tag passen.

Zorki drückt auf die Kamera, lustloser als sonst; selbst der Kapellmeister scheint mit seinen Gedanken weit weg zu sein.

„Warum ist da nirgends ein echter Tannenbaum?“

Lang lächelt mitleidig.

„Stell dir vor, wie viele Bäume New York brauchen würde mit seinen zehn Millionen Einwohnern. So viele Tannenbäume haben die gar nicht in der Umgebung. Dafür gibt's jede Menge aus Kunststoff. Da, schau!“

Jetzt sah ich sie: In jeder Auslage hatten die Geschäftsleute Plastikimitationen von Weihnachtsbäumen stehen, manche riesenhaft, manche vielleicht dreißig Zentimeter groß, protzige Christbaumkugeln verdeckten sie meist ganz, aber manchmal schauten ein paar Äste hervor – grün, aber auch rosa, gelb, violett.

„Oh Tannenbaum“, stöhnte Toni, „wie gelb sind deine Blätter.“

Und keine einzige Schneeflocke sorgte für einen Hauch an Weihnachtsstimmung – das Herz New Yorks glich mit seinem entfesselten Getriebe eher einem schrillen Jahrmarkt und Faschingszauber.

Ich schlich bedrückt in mein Zimmer, zumal nicht einmal eine einzige Weihnachtspostkarte oder ein Brief von zu Hause eingetroffen war.

Das Empire State Building hatte sich inzwischen in Smog gehüllt, und es begann zu dämmern. Vier Scheinwerfer fingerten mit ihren Lichtbündeln durch den Nebel um die Spitze, als suchten sie irgendwo Halt; manchmal trafen sie einander hoch über dem letzten Lichtpunkt der

Antenne im Nachthimmel zu einem bizarren Kreuz. „Freedom Lights“ – Lichter der Freiheit – nannten die Folder und Prospekte diese optische Botschaft „für Besucher der USA Reisende zur See und in der Luft“.

Bis zum 23. Dezember war es ja noch auszuhalten, sechstausend Kilometer weit von zu Hause weg zu sein. Aber heute, Heiligabend, fühlte ich mich mit meinen elf Jahren wie auf einem fremden Stern: nur das Grau der Skyscrapers. Kein Duft nach Weihnachtskekse. Das erste Mal zu Weihnachten nicht zu Hause! Das war fast so etwas wie eine Mutprobe. Zumindest emotional. Meine kleinen Geschwister Franzi, Peter und die Moni, vier, drei und zwei Jahre alt, saßen gewiss noch unter dem Weihnachtsbaum und spielten; Baby Günther war erst drei Monate alt. Die Moni – mit zwei die jüngste. Peter mit drei etwas ruhiger als Franzi, der Vierjährige. Die Eltern. Die Oma mit Großi, der Uroma. Die haben wir doch immer am zweiten Weihnachtstag besucht. Da gab es dann noch einmal eine Feier vor dem Baum. Und noch einmal Geschenke ...

Ich schaute aus dem Fenster in das Grau der Skyscrapers. Kein Schnee. Kein Tannenbaum weit und breit. Aus den Abluftschächten köchelte der unvermeidliche Dunst New Yorks, allgegenwärtig, aus den Gullys, den Kanaldeckeln der Gehsteige und Straßen, überall die Fahnen des Dampfes unterirdischer Rohre, Heizanlagen, Belüftungen.

Der Spaziergang am Broadway mit seinem Lärm, Neongeblinke und seiner Hektik hatte mein Heimweh nur noch verstärkt.

Ich blickte auf die Armbanduhr. Es war 15 Uhr an diesem 24. Dezember, und wenn ich richtig gerechnet hatte, war es daheim bereits 21 Uhr. Plötzlich klopfte jemand.

Schwester Mary flüsterte durch die Tür: „Kinder, um 18 Uhr Treffpunkt im Zimmer des Kapellmeisters!“

Das war ja schon in fünf Minuten.

Ich blickte unwillkürlich in den Spiegel wie vor einem Auftritt und fuhr mit den Fingern kurz durch die Haare. Auch die andern trugen die graue Schnürsamtose und über dem Wollhemd den blauen Pullover mit dem V-Ausschnitt. Es war mehr oder minder unsere Freizeit-Uniform anstelle des Matrosenanzugs. Niemand im Haus würde in diesem Outfit

die „Vienna Choir Boys“ erkennen – und das war nicht einmal so unangenehm. Man konnte sich ein wenig gehen lassen.

Vor dem Zimmer 48 warteten bereits G., E. und T. Die anderen kamen langsam näher.

„Was ist jetzt?“

„Na, was glaubst.“

„Der Nikolo ist's nicht.“

„Ah, so.“

Die Tür ging langsam auf.

Im Halbdunkel des Zimmers standen Kapellmeister Gerhard Lang, Präfekt Helmut J. sowie Schwester Mary, und über ihr Gesicht breitete sich ein eher verlegenes Lächeln. Das Licht war ausgeschaltet. Auf einem niedrigen Tisch stand ein winziger Christbaum – aus Plastik. Aus Plastik! War denn wirklich in ganz New York kein echter Baum aufzutreiben?

„Frohe Weihnachten, Buben.“ Lang trat etwas zurück. „Fröhliche Weihnachten“, sagte Schwester Mary.

„Auch von mir“, sagte der Präfekt.

Ich drängte mit den anderen nach vor. Der Plastikbaum hatte alle Blicke auf sich gezogen, klein, wie er war, vielleicht dreißig Zentimeter groß und wenigstens dunkelgrün. Ein Fünf-Dollar-Christbaum mit ein paar Girlanden und winzigen Elektrokerzen wie in dutzenden Geschäften am Broadway. Für einen größeren war offensichtlich gar kein Platz in diesem Einbettzimmer. Und da war noch etwas. Die Augen hatten sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt. Winzige Päckchen lagen auf dem Tisch.

Lang sprach leise.

„Stundenlang haben wir gesucht. Wir haben in ganz New York keinen echten Weihnachtsbaum bekommen.“

Niemand sagte etwas.

Lang richtete sich auf.

„Singen wir das ‚Stille Nacht‘ – diesmal für uns ganz allein. Ganz pianissimo.“

Er summete den vierstimmigen Anfangsakkord.

Ich setzte zögernd mit meiner Stimme im 1. Alt ein.

„Stille Nacht, heilige Nacht ...“

Der Plastikbaum und die Lichter und die Päckchen wurden unschärfer und verschwammen. Der Hals würgte. Ich brachte keinen Ton mehr heraus. Noch einmal zogen die schneebedeckten Hügel von Massachusetts vorbei, voll mit riesigen Weihnachtsbäumen, dann kam schon das Meer, das Festland tauchte auf, Wien, der Vorort, das Haus, das festlich beleuchtete Zimmer. Alle daheim standen um den Tannenbaum herum und sangen. Und die Sprühkerzen knisterten wieder, es duftete nach Tannengrün, Kerzen, Windbäckerei und Patience.

Das Zimmer war dunkel genug. Ich ließ meinen Tränen freien Lauf. Hatte sich nicht auch Ede kurz vorhin über das Gesicht gewischt? Ich schluckte. Dann war das Lied endlich vorbei. Es kam mir vor, als hätte der Chor das Lied noch nie so rein, so leise und doch so klar gesungen.

Das Publikum hätte wahrscheinlich getobt: „Marvelous!“

Schwester Mary griff zu den Geschenken. Sie rief die Buben zu sich. „Die Päckchen sind nicht groß, wie ihr seht. Aber eure Eltern konnten der Tournee-Agentur per Flugpost kostenlos ein kleines Geschenk für euch schicken.“

Ich hielt ein rundliches Päckchen in der Hand, liebevoll verpackt mit Goldschnur. Es war eine kleine Wachskerze, seitlich ausgeschnitten für einen blauen Sternenhimmel und eine winzige Krippe mit dem Jesuskind.

Im Zimmer war nur das Rascheln des Papiers zu hören, da griff Lang in einen größeren Karton.

„Ich hab noch eine Überraschung für euch!“ Er hielt einen Stoß Briefe und Karten in die Höhe und dann noch einen – es war eine Unmenge an Post.

Jetzt brach Jubel aus.

Lang rief die Namen der Reihe nach auf, und die Menge des Papiers verriet, dass da mindestens zwei Wochen lang Briefe und Karten gehortet, versteckt und verheimlicht worden waren, um dieses Geschenk zu produzieren.

Die Eltern hatten mehrere Seiten geschrieben, Zeichnungen von den Geschwistern waren dabei, Oma schickte liebe Zeilen, auch Tanten und Onkeln beteiligten sich.

Augenblicklich war's eine ganz stille Nacht geworden; da saßen wir alle und sogen jedes Wort von zu Hause ein – und langsam wich die Traurigkeit. Es war, als hätten alle Buben eine mentale Reise angetreten, und nur noch deren Körper schienen hingelegt und hingelehnt, als seien sie Statisten gewesen in einem eigentümlichen Stück namens Weihnachtsabend in New York, mit Plastikbaum und Elektrolichtern, dem Hotelfenster mit dem beleuchteten Empire State und den noch immer suchenden Lichtfingern hoch oben in der stillen, der Heiligen Nacht.

Ich drehte die schlichte kleine Weihnachtskerze in meinen Händen, und mir dämmerte, dass ja auch Jesus selbst so ganz bescheiden auf die Welt gekommen war: in einem Stall, wahrscheinlich noch kleiner als das Hotelzimmer in New York.

Aber schon auf der neunmonatigen (!) Welttournee vom 20. Juli 1935 bis zum 20. April 1936 gab es für Wiener Sängerknaben Weihnachten fern der Heimat – auf der Überfahrt durch den Pazifik über Samoa, die Fidjschi-Inseln und Hawaii in die USA. Rektor Schnitt hatte vorsorglich einen Christbaum mit an Bord genommen. Und bei der dritten US-Reise der Sängerknaben in die USA feierten sie im Hafen von New York Weihnachten ebenfalls auf einem Schiff.

Klarer Himmel, klirrende Kälte: Der 25. Dezember 1958 sah New York wie einen überdimensionalen Kühlschranks mit seinen darin gestapelten Bürosilos. Aus den Gullys, Fahrbahnritzen und Kanalgittern krochen nach wie vor die Dampfschwaden, dampfend auch schleppten und schoben sich Autokolonnen über die Avenues, und selbst der dampfende Atem der Passanten schien über den Köpfen zu gefrieren. Bei solchen Temperaturen hatten wir im Freien Sprechverbot.

Ich zog meinen Schal noch enger und die Matrosenmütze tief ins Gesicht. Die Kälte brannte auf der Haut und in den Fingerspitzen.

Erst am Vortag hatte mir die gute Schwester Mary mit einer nach Kampfer und Menthol riechenden Vaseline vor dem Schlafengehen die

Brust eingeschmiert, sodass ich über Nacht die wohltuenden Dämpfe einatmen konnte. Mein Schnupfen hatte sich rasch gebessert.

Das Rockefeller Center schob sich in das Blickfeld, und als ich die 70 Stockwerke abgezählt hatte, stockte kurz meine Atemwolke in der eisigen Luft: Der Platz vor dem Hauptportal war mit einem riesigen Weihnachtsbaum geschmückt, übersät mit tausenden Lichtern.

Die Tanne war echt.

Menschenmassen strömten auch am heutigen Tag in diese „Stadt in der Stadt“ mit ihren 35.000 Menschen, 30 Restaurants und 200 Geschäften.

„Wir sind da“, sagte Lang. Ich riss meinen Blick los und suchte die Silhouette der Skyline nach einem Kirchturm ab.

Erst Sekunden später sah ich gleich gegenüber dem Rockefeller Center die Doppeltürme der St. Patrick's Cathedral; feierlich stand sie da, von Skyscrapers eingezwängt, verloren in den Häuserschluchten wie eine größere Dorfkirche. Erst vor dem Hauptportal nahmen die Dimensionen wieder überschaubare Gestalt an, wirkte die riesige Rosette eindrucksvoll, stachen die kostbaren Glasfenster ins Auge.

Das weihnachtliche Pontifikalamt zelebrierte New Yorks Kardinal Spellmann.

Episode aus dem Buch *Ein kleines Lied. Als ich noch ein Wiener Sängerknabe war*, Hohenems: Bucher-Verlag 2022.

Peter Veran

DREI GEDICHTE AUS DEM ZYKLUS „RÜTTELFUG“

ULTIMATIVES GEDICHT

1.

Eine Presseaussendung!
Jetzt sofort. Universell

Die Welt wird
Den Atem anhalten
All ihre Poeten dürfen
Die Arbeit einstellen. Endlich
Eine Ruhe. Geben. Das

Ultimative Gedicht
Ist geschrieben!

Seine Form ist vollendet. Wie der Tod
Der Inhalt luzid. Hellsichtiger
Noch als das Nichts

2.

Sollte ein Poet
Unwahrscheinlich. Aber ja?
Traurig sein. Weil

Nichts mehr zu schreiben
Nichts zu überbieten

Tröste ihn. Muse!
Flüstere ihm ins Ohr

Das Gedicht. Das ultimative
Ist gar nicht schön

TROST

Zwanzig Jahre sagt man. Noch
Und ich werde unter meinen Eschen liegen
An den Wassern. Kränze werden sie sein
Meinem Hain
Und sich biegen
Jung und federnd im Wind

Und werde ich nicht unter den Eschen liegen
Und nirgendirgendwo wird er sein
Mein Hain
Werden sich doch
Meine Eschen biegen. An den Wassern
Jung und federnd im Wind

DORT WO ICH HINGEHE

Dort wo ich hingehe
Wird es den Tag nicht geben
Ein wenig Nacht. Vielleicht
Und Erde nur. Und Staub

Dort wo ich hingehe
Werden nicht sein: Austern und Wein
Und Licht und Wasser werden sich heben
Unbemerkt von Auge und Mund

Dort wo ich hingehe
Ist Frühling. Und Winter. Und Herbst
Und enden wird endlich das Staunen
Und Warten auf Sommer. Und Rast

Dort wo ich hingehe
Wird Brot sein. Und Freiheit. Auch Du
Unbemerkt von meinem Merken
Und gut wird es sein. Dort

IN MEMORIAM

Manchmal muss eine Stimme erst verstummen, damit man ihr wieder Gehör schenkt ...

Mit Reinhild Traitler starb am 29. Oktober 2022 in ihrer Wahlheimat Zürich eine Autorin, die sich zeit ihres Lebens nie mit dem Gegebenen und Bestehenden abfinden wollte, sondern immer wieder und mit aller Entschiedenheit ihre poetische Stimme erhob im Zeichen der Hoffnung auf eine andere, von Grund auf erneuerte Welt.

Zum Gedenken an sie bringen wir im Folgenden zwei Texte aus ihrem – mittlerweile vergriffenen – Buch „Es muss nicht der siebte Himmel sein“ (Verlag Grünewald, 2009) und ein Abschiedsgedicht, das unser Kollege Franz Forster, seit gemeinsamen Wiener Studientagen mit Reinhild Traitler freundschaftlich verbunden, ihr gewidmet hat.

C. T.

Reinhild Traitler

WAS ICH LOBE

Ich lob mir die ungezogenen Kinder
die keinen Grießbrei essen und keine Vitamine
die auch nicht vorsingen oder
Logarithmen ausrechnen
ich lob mir diese mittelprächtigen Gören
die Zigaretten paffen und die Psychologen
zur Verzweiflung bringen
sie haben gar keine Ehrfurcht vor uns
bloß einen Hunger nach Leben im Leib.

Ich lob mir die faulen Hunde
die bloß fressen und durch die Gegend streunen
die zu nichts nütz sind, zur zum Schwanzwedeln
ich lobe mir die unerziehbaren Köter
und ihre Absichtslosigkeit.

Ich lobe mir den heißen Kaffee und den kühlen Wein
ein Bad mit viel Schaum, etwas Parfum und
die Spezialitätenküche meines Sohnes
ich lob mir die Genüsse und die schönen Namen
die ich ihnen geben kann
mit den Namen kann ich die Welt verzaubern
ich lob mir, dass die Wirklichkeit nicht
das letzte Wort hat.

Ich lob mir den grauen Himmel
der die Wettervorhersagen durchkreuzt
man kann sich auf nichts mehr verlassen
es zerregnet alle höheren Werte
ich lob mir, dass nicht alles berechenbar ist.

Ich lobe mir Sonne, Mond und Sterne
und den zerfallenden Kometen
der in den Jupiter fliegt
ich lobe die noch unentdeckten Galaxien

und mein Hirn, das die Relativitätstheorie
noch nicht begriffen hat
aber trotzdem weiß
dass es Größeres gibt
aber nichts Größeres als die Begeisterung
ich lob mir das Hin- und Hergerissensein
die Liebe und den Verstand
und die Rutschbahn in meinem Schwimmbecken.

Ich lob mir das Wasser, weil es trägt.
Was gratis ist in meinem Leben

WAS GRATIS IST IN MEINEM LEBEN

Gratis ist mein Leben
dass ich auf der Welt bin
ich hab es mir nicht gewünscht
und doch ist es in Erfüllung gegangen.

Ich lebe gern.

Gratis ist die Milde des Wassers auf der Haut
beim Schwimmen
dass ich auf den kleinen Wellen liegen kann
und nicht untergeht.
Der graue Himmel und der blaue und die Gewissheit
dass da Himmel ist.

Gratis sind die Ahnenketten
die sich im Dämmer verlieren
die Frauen, die Kinder geboren haben
und großgezogen
all die Mühe und der Eifer
damit ich in die Welt kommen konnte.

Das Alphabet, das schon erfunden war
der Satz des Pythagoras und die Relativitätstheorie
und dass mir Mozart die Zauberflöte geschenkt hat
ich hab' sie mit einer persönlichen Widmung im Ohr.

Gratis ist die Erinnerung an die Worte, die du mir
gesagt hast
und an das Glück, das ich dabei empfand
gratis ist der Hauch, die Seligkeit

das Aufblitzen mittendrin
ein Kind, das lacht
und die Welt steht still.

Gratis ist der Mantel, in den du mich hüllst
wenn ich verzweifle
und dass das Licht wiederkehrt
jeden Morgen.

aus: Reinhild Traitler, Es muss nicht der siebte Himmel sein. Spirituelle Texte für alle Tage
© Matthias Grünewald Verlag, Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern 2009.
www.verlagsgruppe-patmos.de

Franz Forster

EINE ART ABSCHIED

Da hat jemand
am letzten Abend seines Lebens
noch an mich gemailt

und ist am folgenden Tag
frühmorgens

durch einen
tragischen Unglücksfall
verstorben

Wußte ich freilich
noch nicht

Mailte zurück

Wir hatten
in unseren Mails
sehr Ähnliches
geschrieben

Mein Mail
erreichte sie
nicht mehr
– ging los in die Ewigkeit

Sie hatte sich
noch ausführlicher
melden wollen

Ich hatte einen
ausführlicheren Anruf
angekündigt

Wurde uns nicht mehr gegeben

Aus
Schluß

Wer war das eigentlich ?

Eine gute Kollegin
aus Studentagen

Der Kontakt
setzte sich fort

lief in meinem Leben
nebenher

Ja wohin
gehen eigentlich unsere
Lebenswege

her und weg
parallel
überkreuz
drüber hin

Was kann sein
Was sollte sein
Was ist geworden

Oder was wird
irgendwie ?

[13. und 15. 11. 2022]

REZENSIONEN

„Die guten Bücher
sollte man verbieten,
damit sie auch
gelesen werden.“

Karl Farkas
(zitiert nach der *Farkas-Biographie*
von Georg Markus, 1983/2021)

Manfred Chobot

Hawai'i. Mythen und Götter

Wieser, Klagenfurt 2022, 332 Seiten

ISBN 978-3-99029-497-0

Extreme Landschaften bringen meist extreme Sagen hervor, das heißt, diese Sagen erzählen sich wie von selbst aus der Erde heraus. So sprudeln aufregende Heldentaten gerne aus den Alpen hervor, aus der Donau und manchmal als witzige Irrläufer aus der Stadt Wien. Aber gegen die vulkanische Kraft auf der anderen Seite der Welt wirken die heimischen Geschichten schaumgebremst, während Sagen und Mythen in Hawai'i zappeln und bocken, wenn sie für einen Sagen-Band zusammengefangen werden.

Manfred Chobot ist vor Jahren als Surf-Künstler nach Hawai'i gekommen und hat als Dialektforscher und urbaner Volkskundler aus Wien bald gemerkt, dass man den Erzählungen und Mythen nachgehen muss, will man das Kräuseln der Wasser der Gegenwart verstehen.

Die gut sechzig Geschichten über Mythen und Götter sind umklammert von einem „Götter-Überblick“ vorne und einem Glossar hinten, in beidem erweist sich der Autor als kundiger Zuhörer und Dialektologe. Die Hawaiianer hatten lange auf Schießpulver und Schrift verzichtet, weil beides dem mündlichen Erzählen und dem genauen Hinhören auf die Parolen der Götter im Weg stünde. Mittlerweile sind ihre Geschichten verschriftlicht und wesentlicher Baustein für die Identität als Partikel der USA. Manfred Chobot hat sich freilich die Geschichten zusätzlich mündlich erzählen lassen, um ihren Feinschliff in seiner Aufzeichnung unterzubringen.

Das Hauptelement all dieser Erzählungen ist der Vulkanismus, mit dem Land, Leute, Gewässer und Winde in ständiger Verbindung stehen. Während es in den Alpen in den Erzählungen immer bergab geht, wenn Lawinen, Muren und Steinschläge hinabdonnern, geht es in Hawai'i ständig bergauf, wenn Fische aus dem Wasser springen, Lava in die Höhe zischt und Dämpfe die Drachenvlieger in die Lüfte treiben.

Dieser „Aufwärts-Bewegung“ ist auch das wichtigste Requisit der Helden verpflichtet, es geht um den Auftrieb des Kanus, mit dem die Götter und Menschen schier verwachsen sind.

Die Geschichten widmen sich vorerst dem trickreichen Halbgott Maui, der eruptive Kräfte in sich speichert. Sein oberster Trick besteht darin, dass er den Himmel heben kann, wenn dieser zu bedrückend auf den Menschen lastet. Was vielleicht für Europäer nach einem Wettergott klingt, der es aufreißen lässt, wenn es genug geregnet hat, erweist sich als viel mehr. In einem einzigartigen Bildungsvorgang kann Maui das Niveau der Gesellschaft heben, mit raffinierten Argumenten erweitert er den jeweils sichtbaren Horizont.

Das zweite Kapitel ist Pele, der Göttin des Feuers zugesprochen. Sie kann nicht nur mit den Ausbrüchen aller Art umgehen, die Menschen absichern oder warnen, sie führt einen Zauberstab mit sich, womit sich die verstecktesten Vulkane ausmachen lassen. Mit diesem Stab lassen sich auch Gefahren für das gesellschaftliche Leben orten, Pele fungiert als sprichwörtliche Seismologin für das Beben jeglicher Art.

„Das Wasser des Lebens“ stellt neben den üblichen Heilkräften von Wasser ein ganzes Wasserreich vor. Am Boden des Meeres nämlich soll sich eine Gegenwelt befinden, in der sich das Leben stets neu entwickelt. Die Halbgötter pendeln zwischen diesen Welten und punkten, wenn sie mit den Methoden der einen Welt stracks in die andere ziehen.

Der Mythos von der Erschaffung der Menschen wird dabei stets überprüft und nachjustiert. Auch die Verhaltensmuster der Götter sind variabel, sie können bei Bedarf wieder heiraten, neue Menschen zeugen, dem Hundegott zusätzliches Pouvoir verpassen, damit er seinen Kult verbreiten kann. Oft geht es aber auch nur um einen handwerklichen Kraftakt, indem ein Felsen ins Wasser geworfen wird, damit neues Land entsteht.

Höhepunkt des gesellschaftlichen Treibens ist das Gewusel der kleinen Leute, das in allen Gesellschaften beschrieben wird. Im vulkanischen Mythos-Reigen freilich werden die kleinen Leute zu einer eigenen Gottheit und treten als „Menehune“ auf. In dieser Funktion retten sie Fische, bereiten Feste vor, reparieren die lebensnotwendigen Kanus oder

greifen einander schlicht unter die Arme, wenn jemand abzusaufen droht im doppelten Sinn des Wortes.

„Die Menehune sind ein merkwürdiges Völkchen: klein von Gestalt und groß von Aktivität. Was immer von ihnen verlangt wird, machen sie gemeinsam. Eine ihrer Regeln bestimmt, dass jede begonnene Arbeit noch in derselben Nacht fertiggestellt sein muss, andernfalls bleibt sie unvollendet, denn sie beschäftigen sich nicht zwei Mal mit derselben Sache. Ihr Leitspruch lautet: In einer Nacht – bis zum Morgen ist es vollbracht.“ (209)

Das letzte Kapitel kümmert sich um lose organisierte Götter, denn auch das gibt es auf den feurigen Inseln, dass jemand aus der Göttergewerkschaft austritt und sich selbst durchsetzt. Die Grenze zwischen Adligen, Mächtigen und Göttern ist dabei wie überall auf der Welt fließend. So wirkt das ursprüngliche Gebot, wonach nur Adelige den Freizeitsport Drachenfliegen ausüben dürfen, auch in die umgekehrte Richtung. Durch Drachenfliegen wird man adelig.

Hinter dieser skurrilen Doppelbödigkeit der Geschichten ist auch wieder Manfred Chobot authentisch zu erkennen. Vieles, was hinter den Mythen und Göttern aus Hawai'i steckt, steckt auch im literarischen Werk des Autors, der als Vertreter der „schreibenden Menehune“ alle seine Werke der Nacht gewidmet hat und stets im Morgengrauen fertig war.

Helmuth Schönauer

Klaus Ebner

Wortspieler, Samuel Becketts Suche nach der verlorenen Sprache

Essay

Books on Demand 2020, 78 Seiten

ISBN 978-3-751936705

Es ist ein Charakteristikum des Essays, dass er ein Thema, einen Sachverhalt aus einem persönlichen Gesichtspunkt beleuchtet. Darin liegt, durchaus positiv, eine inhaltliche Einschränkung. Im vorliegenden schmalen

Band sind die Lebensumstände Samuel Becketts teils ausgeklammert, teils mehr oder minder indirekt erfasst, weil auf die Behandlung des Autors mit der Sprache reduziert. Wobei es sich, wie Ebner ausführlich darlegt, im Kern um zwei Sprachen handelt. Beckett schrieb phasenweise primär Englisch oder Französisch – darin seine berühmtesten Werke – (und wusste sich in Briefen sogar passabel auf Deutsch auszudrücken). Selbst dieses, wie man es verstehen könnte, Entweder-oder ist falsch: Zwar mischt Beckett dann und wann die Idiome, aber grundsätzlich kalkuliert er stets und ganz unmittelbar folgend die Übersetzung in die (jeweils) andere Sprache mit ein in einer sehr konzentrierten Form, sei es durch den engen Kontakt mit den Partnern, sei es, sogar häufig und mit der Zeit zunehmend, durch eine eigene Arbeit.

Vor diesem Hintergrund behandelt Ebner zwei Aspekte: die komplexe Situation der Mehrsprachigkeit und den Akt der Transponierung. Somit erfahren wir weniger über den jahrzehntelangen Schreibprozess des Autors, dagegen viel über die unmittelbare Arbeit mit dem Formulieren, genauer: Wir erhalten einen intensiven Einblick in Becketts Schreibwerkstatt: wie er formuliert. Die stete Koexistenz zweier Idiome führt zu einer Unruhe, ja Unsicherheit, und Ebner legt den Finger darauf, wie sehr Beckett „einfach“ immer weitermachte, nicht kapitulierte, sich (unmodern anmutend) bewusst alle Zeit ließ und den Weg fand, letztlich aus der Sprache seine Inspiration zu ziehen. Das hebt auch ohne sprachforscherisches Unterfangen den hohen Respekt vor der Sprache nicht auf, macht sie nicht zum Destillat, weil sie den persönlichen Weg in den Mittelpunkt stellt: So etwa entschwindet immer stärker das „Fremd“ und macht einem Sinn für das Ganze des jeweiligen Sich-Ausdrückens Platz. Es liegt in dieser Intensität der Auseinandersetzung, die Beckett zu einem höchst individuellen Mittelsmann macht, denn Mehrsprachigkeit ist, das lässt Ebner allerdings nur kurz aufblitzen, geschichtlich ein altes Phänomen. (Ich könnte hier auf die Rolle des Lateins verweisen, auf das Französische in Wissenschaft und Adelskreisen, und, weil zum Lächeln anregend, Karls V. berühmtes Bonmot, bei dem dann das Deutsch fürs Pferd bleibt.) Das Übertragen von dem einen ins andere ist bekanntlich ein komplexer

Prozess. Ebner vermag ihn regelrecht zu durchleuchten. Das Nachvollziehen ist nicht einfach, wird aber möglich, indem Ebner immer wieder den Standpunkt Becketts selbst einnimmt, konkret: wie sich seine Übersetzungsarbeit differenzieren lässt und, auch, entwickelt bis dahin, dass sich die beiden Texte nicht mehr vollständig entsprechen, wohlgemerkt, ohne an Qualität einzubüßen. Die Folgerung erscheint konsequent: Ich plädiere dafür, Becketts selbstübersetzerischen Leistung endlich einen ebenbürtigen Platz neben seiner literarischen einzuräumen (52).

Zwar steht, wie gesagt, der Schreibprozess nicht im Vordergrund, aber Ebner weiß diskursiv über den Band verteilt in einem dritten Fokus Becketts grundsätzliche und/oder kreative Art des Umgangs mit Sprache herauszuarbeiten. In der ersten Schaffensphase dominiert, nicht zuletzt unter dem Einfluss des Freundes James Joyce, der Wortwitz, ja die Werke sprudeln vor Lebendigkeit und sprachlicher Opulenz. Mit zunehmendem Argwohn gegenüber der zwischenmenschlichen Kommunikation (31) beginnt Beckett nach rund zwei Jahrzehnten die Kehrtwende: Er reduzierte und komprimierte seine Texte so lange, bis lediglich ihre Essenz übrig blieb (33). Diese Entwicklung geht zielgerichtet weiter: in den Theaterstücken und insbesondere den Texten für Hörspiel und Fernsehen schreitet die Reduktion voran: Räumliches, Bildhaftes, Geräusche (Musik) und namentlich die Pausen beherrschen die Szenen. Darin liegt, das ist für Ebner essenziell, kein Nachlassen, sondern eine neue Art der Intensität über den gewohnten Rahmen hinaus.

Gesamthaft ein dichtes, über den „Fall“ Becketts spannend-anregungsreiches, unbedingt lohnendes Leseereignis. Dabei ist die relative Kürze des Textes insofern speziell, als viele Hinweise zu den drei Thematiken über die Seiten verstreut sind, und es lohnt sich deshalb, das Heft mehrmals in die Hand zu nehmen, um der Dichte der von Ebner aufgezeigten Thematik voll gewahr zu werden und sich selber die grundsätzlichen Aspekte vor Augen zu halten, etwa mit den eigenen Erfahrungen. (Und so etwa würde ich meine Frage anschließen: In welcher Sprache träumte denn der Mann?)

Martin Stankowski

Franz Forster

Saga der Unbekannten

Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2022, 365 Seiten

ISBN 978-3-8260-7491-2

Der Titel dieses Buches macht auf besondere Weise neugierig. Welchen Unbekannten ist eine Saga gewidmet? Wo und in welchen Zeiten werden die Zusammenhänge zwischen Geschehnissen und ihren Akteuren sichtbar werden?

Der Autor Franz Forster ist als langjährig publizierender Lyriker, Essayist und Herausgeber von literarischen Anthologien sowie als auch international tätiger Literaturwissenschaftler bekannt, und gerade deswegen steigen gewiss bei interessierten Lesenden Neugier und Erwartung angesichts dieses monumentalen Werkes.

Zehn große, mehrfach unterteilte Kapitel sind dicht gefüllt mit meist ungeschönt naturalistisch beschriebenen Erlebnissen und Beobachtungen. Diese beziehen sich auf die Mitglieder der eigenen und auch der befreundeter Familien sowie auf einzelne, in unterschiedlicher Weise aufeinander Einfluss nehmende Personen, Nachbarn, Haus- und Dorfbewohner wie etwa Handwerker, Lehrer und Ärzte.

Diverse Themen wie Landwirtschaft, Licht, materielle Einschränkung, Tiere, Schule, Reisen, Krankheit erscheinen in der oft bruchstückhaften und dann wieder ausladenden Darstellung beeindruckend und authentisch.

Franz Forster erzählt von Ereignissen, die er selbst erlebt und die er früher schon seinen Kindern erzählt hat. Seine Erinnerung reicht zurück bis zu seinem dritten Lebensjahr, also bis in das Jahr 1943. Der früheste Eindruck: Er sitzt mit seiner Mutter und einem älteren Buben auf einem Pferdewagen, der beladen ist mit Milchkannen. Es regnet. Sie sind unterwegs am Rande eines Dorfes auf einer nicht asphaltierten, schlammigen Straße. In den Städten herrscht Not, und es fielen Bomben. Die Mutter reiste mit ihm von Wien aufs Land. Sie kamen in die Wohnung von Verwandten. Darin der Cousin Ernst. In einer anderen Erinnerung kümmern sich Frauen auf einem Bauernhof, dem Lehhof, um ihn. Und er

spielt mit seinem Freund Franzi. Später, in den letzten Kriegstagen, hatte ein Knecht draußen eine Handgranate gefunden, sie in die Stube gebracht, und es kam zur Explosion. Der Knecht, der Bauer und auch Franzi starben (vgl. S. 12).

Mit den knappen, aussagekräftigen Berichten wird die Atmosphäre des Alltags in einer allgemein bedrückenden Lebenssituation deutlich spürbar.

Aus kindlicher Sicht werden etwa auch Feste und Brauchtum, unvoreingenommen und wenig weihevoll, aber unmittelbar erlebt, besonders Krampus und Weihnachten.

Innerhalb der nicht immer chronologischen Abfolge reihen sich viele einzelne Begebenheiten, Rückblicke und Generationen-Vergleiche aneinander. Sie bilden in Überlagerungen und Verknüpfungen ein riesiges, überaus umfangreiches Erzählgut, das sich, einem Gobelintepich gleich, in vielen Farben ausbreitet. Die stellenweise enge Aufstellung von Personen und Vorgängen, verbunden mit verschiedenen Orten und Umgebungen, wird zu einem Kaleidoskop von manchmal nur splitterartigen Erinnerungsstücken des Autors. Er spannt den Bogen von den Facetten der Eindrücke aus der Kindheit bis zum Hineinentwickeln in die Welt der Erwachsenen, ohne besondere Wertung und ohne Bitterkeit.

Franz Forsters persönlicher Werdegang ist nicht nur in der Vielfalt interessant, sondern umfasst teils beklemmende, aber auch erfolgreiche Abschnitte.

Nach mehreren Anläufen zu einer für ihn geeigneten beruflichen Ausbildung hat er sich – die mit Juristerei, Forstwirtschaft und Jazz verbrachte Zeit hinter sich lassend – schließlich für die Studien der Germanistik und der Theaterwissenschaft entschieden. Seine eigene wissenschaftliche Akribie, verbunden mit themenbezogener Hartnäckigkeit, wird, trotz verschiedener Darstellungsformen, in diesem Buch deutlich.

Im weiteren Verlauf der Saga holt der Autor zu ganz anderen Bereichen aus:

Einen großen Raum nehmen weitreichende Nachforschungen in Archiven und Dokumentationsstellen und Erkundungen jeglicher Art ein,

um historisch und politisch relevante Aktionen von Mitgliedern in der ferneren Verwandtschaft näher beleuchten zu können. Da wurde Alois Urbanek, geb. 1829 in Schlesien, laut Adelsbrief als Hofrat und Finanz-Landes-Direktor durch Kaiser Franz Joseph zum Edlen von Schlesheim ernannt (vgl. S. 181f.).

Dann ist ein Kapitel dem Kroaten Stefan Duic, einem ebenfalls ferneren Verwandten, gewidmet. *In den letzten Jahren der Monarchie erwies er sich als fähiger Stratege und Befehlshaber. Danach strebte er – schließlich auch mit Anwendung von Gewalt – ein selbständiges Kroatien an. Duic wurde im Jahr 1934 während eines Kur-Aufenthalts in Karlsbad in seinem Hotelzimmer, wobei man auf sehr ungeschickte Weise vorzutäuschen versuchte, er habe Selbstmord begangen, wahrscheinlich durch Agenten des jugoslawischen Königreichs ermordet* (S. 184).

Die dramatische Komplexität dieses Falles bringt neue und unerwartete Aspekte in den Verlauf der Geschehnisse.

Der Großvater Forsters, Franz Berger, leitete bei der Landnahme des Burgenlandes 1921 einen wichtigen Abschnitt gegen ungarische Freischärler.

Erst gegen Ende des Buches zieht Forster wieder engere Kreise um sich, beleuchtet Herkunft, Spekulationen und Sehnsüchte. Suchend und sammelnd durchstreift er seine Erinnerungsströme in Rückblicken, im Innhalten und in vagen Ausblicken auf seine Nachkommen.

Ein überraschender Abschluss ist sein distanziertes und besonnenes Heraustreten aus den Geschehnissen und seinem Schreiben darüber.

Überraschend und informativ sind auch die am Ende befindlichen *Sach- und Worterklärungen* (S. 354f.), mit Hinweisen zu sprachlichen Besonderheiten, bis hin zu *Ländliche Schimpfworte* (S. 363f.).

Es ist durchaus lohnend, sich für dieses Opus magnum entsprechend Zeit zu nehmen, um neue Erkenntnisse aus dem Leben vieler zu gewinnen.

Sidonia Gall

Sidonia Gall

Aus den Kulissen

Roman

edition lex liszt 12, Oberwart 2022, 220 Seiten

ISBN 978-3-99016-199-9

Sidonia Gall, als Sidonia Binder im Burgenland geboren, hat bisher vor allem sehr bedeutsame Gedichtsammlungen und kürzere Erzählungen („Konzentrische Kreise“ [1972], „Bis auf Widerruf“ [1980], „Dämonenjagd“ [1992], „Ausgewählte Gedichte“ [2016] und „Am Brunnenrand“ [2016]) vorgelegt. Doch scheint sich bei manchen Autoren auf deren innerer Laufbahn auch die Phase für einen umfassenden Roman zu ergeben ...

In der sehr dichten Exposition zeigt sich ein Bestand an Figuren; diese sind dann wie auf einem Spielbrett angeordnet (S. 95 u. ö.). Spiel, Figuren und Spielbrett werden wiederholt aufgenommen und mit Bühne, Kulissen, Stadt-Ansichten u. dgl. verbunden (S. 112, 157).

Themen wie das Welt-Theater, *Vita contemplativa* und *Vita activa*, zirkuläres und lineares Weltbild, Spiel im Spiel sind bekannt; was aber die Autorin daraus macht, ist überaus interessant.

Sowohl die Figuren als auch deren Position zueinander, deren sich entwickelndes Zusammenspiel, werden beinahe zu einem Selbstläufer. – Eine Vorstellung von Schicksalhaftigkeit stellt sich ein.

Ein Ehepaar: Er, David, Quasi-Wissenschaftler bzw. Privatgelehrter in Technik und Astronomie, aber in seiner inneren Welt lebend, Eigenbrötler, nervenschwach, kontaktscheu, für geringste Störungen anfällig, anspruchsvoll launenhaft, verstrickt sich in immer intensivere und zwanghaftere Arbeiten; sie, Elena, leitende Redakteurin, stabil, mit Überblick, ausgleichend, beruhigend und beschwichtigend, will Verluste vermeiden, sucht für sich und die Konstellation der Mitspieler die Balance zu halten.

Als Störung der Redaktions-Kollege Markus; wie David ein Egozentriker, will für sich eine andere Arbeitsweise, auch große, strukturelle Veränderungen; hat schon einen Entwurf; sieht sich selbst benachtei-

ligt, strebt einer sogenannten Gerechtigkeit nach, gerät in psychische Schwierigkeiten, wird zweigesichtig (Dorian Gray), brütet gefährliche Aggressionen aus.

Dann die taffe, alleinstehende, von Familie und Beziehung und der unmäßig fordernden Tochter Leonie möglichst unbehelligt sein wollende Wissenschaftlerin Karla.

Zudem der gleich zu Beginn sozusagen „aus den Kulissen“ kommende Klaus Wegener mit einem großen Medien-, später Landschaftsarchitektur-Projekt (z. B. S. 189). (Zwischendurch auch: naturnahe Nutzung alter Gebäude [S. 44.], Garten-Gestaltung [S. 104].) Er bringt eine junge, durchsetzungswillige Künstlerin namens Grit mit.

Klaus Wegeners Rolle, Position, Funktion wirkt widersprüchlich, ist schwer zu fassen (S. 44,157, 180). Doch gibt es hierzu ein beeindruckendes Bild (S. 53f.).

Diese Figuren – es werden allmählich auch weitere eingeführt bzw. nähergebracht – haben markante, wenngleich mitunter wechselnde Anliegen. Es ergibt sich ein Spannungsgeflecht. Damit sind Auseinandersetzungen vorprogrammiert. (Vgl. S. 92, 95)

Manche wollen unbedingt, obwohl auch das Bisherige gut funktioniert, etwas Neues, als Selbstzweck. (S. 78, 83, 95, 97).

An Elena werden Erwartungen, Erfordernisse, Ansprüche, Belastungen herangetragen.

Elena sucht Ruhe, bemüht sich um Maß und Ausgleich. Doch alles setzt sich in Bewegung, auch das Gefüge der Beziehungen. Auch diese müssten nun geprüft und schon im Voraus disponiert werden. (S. 112f.)

Elena: „Im Loslassen kann es auch Verluste geben.“ Klaus dagegen: mit dem Ende von Altem auch der Beginn von Neuem; „Neues statt Bisheriges. Ist doch schön.“ (S. 53, 95)

Noch ehe das Projekt ganz abgeschlossen ist, will Klaus bereits ein weiteres anfangen, sein Leben neu ordnen (S. 18f., 83, 156f.). Er hat ein Projekt ohne Elena, dafür mit Grit beendet und präsentiert dieses (S. 189).

Elena möchte auch Muße, „Sein ohne Tun“, eigenes „Sosein“, „neue Kräfte ohne Zerstörung“ (S. 112, 159).

Unter dem Druck mehrfacher und sich steigernder Anforderungen und Belastungen somatisiert Elena bereits, hat Magenbeschwerden, nimmt immer wieder aktuell Tabletten ein.

Passende Bilder verdeutlichen: Zeit und Moment. Ufer und Fluss, Meer. Im Gegensatz zu Lehm und Ton (Keramik) das gediegene, abgenutzte Holz alter Möbel als Kontinuum, doch von der Axt bedroht (S. 67ff., 161). Pendel, Lot und Waage (S. 198). Interessant: das sogenannte Bettel-Armband Elenas (S. 18f. u. ö.), die klimpernden Armreifen Grits.

Auflockernd mehrere Spielszenen (z. B. Anstreicher [Name: Fabian Köck!], Polizist).

Die Psychologie beschränkt sich aufs Wesentliche, ist aber einfühlsam und überzeugend.

Alles rund um Elena gerät zunehmend in unberechenbare, irrationale, chaotische und bedrohliche Bewegung. Totale Katastrophen bleiben einstweilen noch aus oder werden aufgeschoben.

Elena scheint zum Schluss alle Anforderungen anderer abzuweisen und sich auf ein eigenes Leben zu besinnen; aber wie geht das nur allein und ohne die anderen? Und ist dieses Problem nicht beinahe aussichtslos?

Man nimmt hier auch allgemeine gesellschaftliche Probleme wahr.

Indirekt ergibt sich eine Lehre, die man nicht gern wahrhaben will: dass eigenes Tun auch Auswirkungen auf andere hat, und – mitunter auch schädliche – auf einen selbst.

Der Roman ist knapp und konzentriert erzählt. Die Konzeption und der Text stecken voller Feinheiten. Reicher, differenzierter Wortschatz. Sehr gute Dialoge.

Sehr spannend! Man würde gern die Seiten fressen. Geht aber nicht, man muss genau lesen ...

Ein Meisterwerk! Unbedingt zu empfehlen.

Franz Forster

Dietmar Grieser

Geliebte Ukraine

Auf literarischer Spurensuche zwischen Donezk und Anatevka

Amalthea Signum Verlag, Wien 2022, 160 Seiten

ISBN 978-3-99050-238-9

Fassungslos schauen wir dem Kriegsgeschehen in der Ukraine zu und denken: „Wir müssen etwas tun!“ Das dachte wohl auch der Amalthea Verlag und bat den Autor Dietmar Grieser, aus seinen Manuskripten früherer literarischer Reisen eine neue Ausgabe zu erstellen.

Und so lesen wir von Menschen und Begebenheiten aus dem Vielvölkerstaat Ukraine, der ja kaum je ein Staatswesen war, sondern immer wieder zerteilt wurde und schließlich zur Sowjetunion gehörte. Erst 1991 erfolgte die Republikgründung, was einen deutlichen Aufschwung bedeutete.

Allerdings gab es auch sofort Probleme mit dem Donbass. Und damit sind wir gleich beim ersten Kapitel des Buches: „Donezk – ein Reitpferd für Stachanow“. 1979 wollte der Autor die südwestliche Millionenstadt besuchen, was niemand verstehen konnte, denn schön war sie nie. Eine Stadt, die als einzige Attraktion 24 Bergwerke mit einer Förderung von täglich 70.000 Tonnen Kohle aufzuweisen hat, ist für Besucher nicht attraktiv, auch wenn sie „Stadt des Arbeitsruhms“ genannt wird. Aber da war ja noch Stachanow, der Held, der die Norm um das Vierzehnfache überbot, ein reich dekoriertes „Held der Arbeit“, dessen Andenken noch immer hochgehalten wird. Auch das ist Spurensuche, allerdings keine literarische, sie bringt uns heute aber diese ständig in den Medien genannte Stadt und ihre Bewohner irgendwie näher.

Die vielen Ukrainer, ob nun ruthenische Bauernabkömmlinge oder deutschsprachige Beamte der österreichisch-ungarischen Monarchie, ob Juden oder zur polnischen Minderheit gehörend, ihre Namen sind uns bis heute bekannt: zum Beispiel Leopold Sacher-Masoch, Eugenie Schwarzwald, Leo Bronstein alias Trotzki oder der einst weltberühmte Tenor Josef Schmidt, sie alle hatten Bezüge zu Österreich. Oder Scholem Alejchem, der nach den USA ausgewandert ist und dessen Milchmann, den es in der Nähe von Kiew wirklich gegeben hat, eine steile Karriere als Buch, Theaterauf-

führung und Musical machte. Auch Landschaften wie Grodek sind „dank“ Georg Trakl in die Literaturgeschichte eingegangen.

Wer die literarischen Reisereportagen und Porträts schon früher einmal gelesen hat, wird sie jetzt anders lesen, und wer sie nicht kennt, wird überrascht sein, wie viel Kreativität im ukrainischen Kulturraum vorhanden war und wie viele Bezüge es zu Österreich, vor allem zu Wien, gab.

Neu dazugekommen sind zwei Kapitel, nämlich das Vorwort mit der Beschreibung der Barbara-Kirche, des Treffpunkts der Ukrainer in Wien, und dem Kapitel über die ukrainische Mezzosopranistin Zoryana Kushpler, die von 2007 bis 2020 an der Wiener Staatsoper engagiert war.

Die Menschen aus den historischen Kapiteln sind nun alle tot, aber die „Schauplätze der Weltliteratur“ konnte man bis vor kurzem besichtigen.

Nun werden sie in Schutt und Asche gebombt! Wie ist denn das nur möglich?

Elfriede Bruckmeier

Markus Grundtner

Die Dringlichkeit der Dinge

Roman

Edition Keiper, Graz 2022, 254 Seiten

ISBN 978-3-903322-55-4

Ein Mann und eine Frau treffen einander vor einem „offenen Bücherschrank“ in Wien. Sie sind voneinander fasziniert. Beide haben genaue Pläne für die Zukunft, die sich in einem Punkt treffen: Kinder. Mathias hat gerade sein Jus-Studium abgeschlossen, sich bei einer renommierten Anwaltskanzlei als Konzipient beworben. Klaudia ist vor dreizehn Jahren nach dem Tod ihrer Mutter und einer gescheiterten Beziehung aus Triest nach Wien gezogen. Sie wollte als Lehrerin für Italienisch und Latein arbeiten. Nach der Enttäuschung, dass es nur zur Freizeitbetreuerin an einer Volksschule gereicht hat und ihr neuer Partner sie ohne Angabe von Gründen verlassen hat, ist sie auf dem Weg zurück in ihre Heimatstadt. Können diese beiden sehr verschiedenen Menschen nicht

nur zusammenfinden, sondern auch eine dauerhafte Beziehung miteinander haben? Sie schließen jedenfalls einen Glücksvertrag, der sogar eine Probezeit beinhaltet. Ob dieser Vertrag erfüllt wird, sei hier nicht ver-raten. Mathias lernt jedenfalls, dass er seine To-do-Listen auch einmal neu ordnen, flexibler werden muss. Klaudia macht die Erfahrung, dass sie nicht immer im Mittelpunkt stehen kann.

In seinem Debütroman schildert Markus Grundtner eine außergewöhnliche Beziehung. Die Sprache ist klar und schnörkellos, kein schiefes Bild, keine falsche Metapher schmälern das Lesevergnügen. Sein Wissen als Jurist setzt er so ein, dass es niemals aufgesetzt wirkt, ebenso die Kenntnisse über die Städte Wien und Triest, sodass nie ein „Regional-Roman“ entsteht, aber alle Ortsangaben stimmig sind. Und Markus Grundtner schreibt die realistischsten und unpeinlichsten Sexszenen. Eine nicht zu unterschätzende Leistung.

Sascha Wittmann

Mira Lobe / Sabine Rufener

Madeleine und der Angler

Verlag Jungbrunnen, Wien 2022, 32 Seiten

ISBN 978-3-7026-5968-4

Wieder einmal begleitet Madeleine ihre Tante Charlotte in die große Kirche, wo die Tante in einer Kapelle eine Kerze anzündet.

Unterdessen wandert Madeleine in der Kirche umher, bis sie, wie verabredet, die Tante am ersten Pfeiler links vom Eingang treffen wird. Aber heute kommt die Tante nicht – und durch das offene Portal glitzert der Fluss in der Sonne. Auf einmal steht Madeleine unten am Fluss hinter einem der Angler, fängt an, mit ihm zu reden, und traut sich schließlich, eine Bitte an ihn zu richten: Sie will auch einmal auf der Mauer sitzen und die Angel ins Wasser halten.

Der Angler gibt Madeleine seine zweite Angel mit einer künstlichen Fliege – denn ein lebendiger Wurm täte Madeleine leid – und wirft mit Schwung die Leine für sie ins Wasser.

Madeleine hält die Angel mit beiden Händen und rutscht auf der Mauer-
erkante ein Stück weiter nach hinten. Manche Leute oben auf der Brücke
wundern sich über das kleine Mädchen, aber Madeleine freut sich, dass
sie ganz allein hier sitzen kann.

Ein Junge redet sie an. Ob sie ihm einen Fisch schenken würde?
Madeleine lehnt ab. Das wäre doch dann IHR Fisch.

Ob sie ihn überhaupt totmachen könnte, den Fisch, fragt der Junge.

Aber so weit hat Madeleine gar nie gedacht. Einen kleinen Fisch
würde sie wieder ins Wasser werfen ...

Der Junge lässt nicht locker. Wenn er ihr einen großen Fisch tot-
macht, würde sie ihm dann die Hälfte geben?

Da vergeht Madeleine die Lust zu angeln. Sie gibt dem Angler die An-
gel zurück und rennt zur Kirche.

Tante Charlotte kommt ihr aufgeregt entgegen. Sie ist entsetzt, dass
Madeleine geangelt hat. „Versprich mir, dass du nie wieder ...“

Aber die Kirchenglocken, die nun zu läuten beginnen, sind „zum
Glück“ so laut, dass Madeleine kein Wort mehr verstehen kann.

Die sanften Illustrationen lassen viel Platz zum Staunen, Schauen,
Warten, In-sich-Hineinhorchen. Und der Text lässt viel Platz zum Nach-
denken und Miteinander-Reden.

Wird Madeleine in Zukunft weniger unternehmungslustig und neu-
gierig sein, wird sie ein „artiges, angepasstes und für die Erwachsenen
bequemes“ Kind sein?

Die freundlich-lauten Kirchenglocken haben im Augenblick verhin-
dert, dass Madeleine ein Versprechen abgibt, das sie einengen und hem-
men könnte. Aber sie wird auch lernen müssen, sich in die Sorgen ängst-
licher Erwachsener einzufühlen, sich auf ein Miteinander statt nur ein
Nebeneinander einzulassen.

Ich empfehle dieses Bilderbuch für Kinder ab fünf Jahren und einfühl-
same Vorleserinnen, die ein Gespräch beginnen über alle Fragen, die der
Text auf so spannende, eindruckliche Weise offen lässt.

Lene Mayer-Skumanz

Georg Markus

Im Spiegel der Geschichte

Was berühmte Menschen erlebten

Amalthea Signum Verlag, Wien 2022, 304 Seiten

ISBN 978-3-99050-234-1

In „Im Spiegel der Geschichte“ widmet sich Georg Markus keiner Einzelperson, sondern einer Vielzahl von „berühmten Menschen“, wie es im Untertitel heißt. Sie haben eines gemeinsam, sie sind allseits bekannt und alle lebten im 19., 20. oder 21. Jahrhundert. Es sind also Menschen der jüngeren Geschichte, viele davon waren und sind noch unsere Zeitgenossen. Von den meisten haben wir schon gehört, aber in dem Buch werden Episoden aus dem Leben der Prominenten, die man zu kennen glaubt, erzählt, die erhellend sind oder das Bild ergänzen, welches man sich von ihnen gemacht hat.

In zehn recht unterschiedlichen Abschnitten wird Berührendem, Sensationellem, Verblüffendem und Komischem nachgegangen. Berührend und verblüffend zugleich ist bereits der erste Abschnitt, welcher sich mit Franz Lehárs letzter Liebe beschäftigt. Schon wie Markus zu dem Material kam, Fotos, Briefe und Ansichtskarten, ist sehr ungewöhnlich und lesenswert: Der über siebzugjährige Lehár verliebt sich in ein sechzehnjähriges Mädchen und fühlt sich noch einmal jung. Das Tragische daran ist, dass die junge Geri von Leithe noch vor ihm mit neunzehn Jahren an einer Sepsis stirbt.

Wer wusste, dass Josef Staribacher ein umfangreiches Tagebuch führte, in dem auch ausführlich über Bruno Kreisky berichtet wird? Das Tagebuch gibt aus nächster Nähe Einblicke in dessen Politik, aber auch in die Probleme und Denkweisen der damals Regierenden.

Ein anderes Kapitel widmet sich einer berühmten Straße. Man könnte mit dem Buch in der Hand über die Himmelstraße gehen, um sich die beschriebenen Häuser näher anzusehen. Deren Geschichte und die ihrer prominenten Bewohner werden ebenso beschrieben wie die Rettung der Hofburg, deren Zerstörung von den abziehenden Nationalsozialisten in Erwägung gezogen wurde und nur durch „Sabotage“ verhindert wer-

den konnte. In einem weiteren Kapitel erfährt man Näheres und sicherlich weitgehend Unbekanntes über die Häuser des Walzerkönigs Johann Strauß und seine erstaunlichen Vermögensverhältnisse.

Die „Nachrufe“ beschäftigen sich mit den privaten Verhältnissen großer Stars des heimischen öffentlichen Lebens wie eines Peter Alexander oder eines Udo Jürgens, in deren Leben nicht alles so glänzend verlief wie es nach außen schien. Sie bekommen besondere Authentizität, weil sie der Autor persönlich gekannt hat.

Die Beiträge unterlaufen vielfach den allgemeinen Eindruck, der sich dem Publikum mitteilt, durch ungewöhnliche Informationen. So zeigt das Kapitel über die Kaiserin Elisabeth private Seiten, die sie als Lyrikerin in ihr Seelenleben gestattet.

Aber auch über die Grenzen Österreichs hinaus wird geblickt. In dem Abschnitt „Geschichten aus dem Rest der Welt“ werden Ereignisse näher beleuchtet, die zu ihrer Zeit die Welt bewegten, wie der Tod James Deans oder der Mordfall im Haus Marlon Brandos.

Zum Abschluss wird noch die Begegnung des Autors mit dem Prince of Wales in Wien beschrieben, der inzwischen als Charles III. König von England wurde. Viele Fotos begleiten zudem den Text im Buch, das sorgfältig und übersichtlich gestaltet ist.

Bernhard Heinrich

Eva Riebler

Weltblick. Texte und Grafiken

Verlagshaus Hernal, Wien 2022, 112 Seiten

ISBN 978-3-903442313

Eva Riebler ist eine Künstlerin, die sowohl bildnerisch als auch schriftstellerisch unterwegs ist. Normalerweise bleiben die beiden Sparten voneinander getrennt, doch nicht in diesem Buch: *Weltblick* vereint lyrische Texte und Grafiken, wobei fast jede Doppelseite links ein Gedicht und rechts die Reproduktion einer grafischen Arbeit enthält. „Ich bin einem Haar / in der Suppe auf der Spur“ (S. 5) schreibt die Autorin im Gedicht *Weltsuppe*,

und ich könnte viele Minuten verweilen, um über die Vielschichtigkeit und die zahlreichen Bedeutungsanstöße dieses Satzes zu sinnieren, zumal es nach einem „Oder“ mit kaum verbrämter Ironie weitergeht: „Nichts sehen/ nichts spüren und / gut schmecken lassen“.

Bekannt ist die 1952 in Steyr geborene Künstlerin auch durch ihre kulturvermittlerische Tätigkeit als Herausgeberin der St. Pöltener Literaturzeitschrift „Etcetera“ und Organisatorin von Lesungen und Ausstellungen. Die Verbindung von Literatur und Malerei, aber auch mit der Musik ist ihr ein Anliegen, das sich vielfach an Publikationen und Veranstaltungen festmachen lässt. Als bildende Künstlerin hat sie eine Vorliebe für Figuren und Akte, wie dieses Buch wunderbar illustriert. Die enthaltenen Grafiken sind Kaltnadel- und Eisenradierungen, Monoprints und Collagen. Manchmal werden die gleichen Motive wiederholt, aber unterschiedlich ausgearbeitet. Mich beeindruckten besonders jene Radierungen, in denen die Figuren wie Tuschezeichnungen wirken und sehr klar aus dem Hintergrund herausstechen.

Die Motive der grafischen Arbeiten haben in der Regel mit dem gegenüberliegenden Gedicht zu tun. Etwa die Kaltnadelradierung auf Eisen aus der Serie „Familie“ (S. 49), die dem Text *Wegweiser* gegenübersteht. Und dieser beginnt mit den Versen: „Die Liebe / schützt das Leben / gegen Neid, Wut / Leid und Angst // (...)“. (S. 48)

Mit Satzzeichen geht die Autorin sehr sparsam um. Das heißt, dass kaum welche gesetzt werden; Satzanfänge sind leicht am großen Anfangsbuchstaben zu erkennen, insbesondere wenn das Wort eine Konjunktion, ein Verb, eine Präposition oder ein Adjektiv ist. Ab und an beginnt jede Verszeile eines Textes mit einem Großbuchstaben. Beistriche setzt Riebler vereinzelt im Innern einer Zeile, etwa wenn es darum geht, die Lesbarkeit zu erhöhen.

Manche Gedichte reflektieren über den Alltag, haben auf den ersten Blick etwas Allgemeines an sich, vermitteln gewissermaßen kaschiert Erinnerungen, und ein paar Texte haben einen Bezug zu Putins verbrecherischem Krieg in der Ukraine. Neben dem starken Eindruck, dem kaum jemand entkommen kann, enthalten diese Zeilen auch einen Hinweis dar-

auf, dass zumindest ein Teil der Gedichte in diesem Jahr 2022 geschrieben wurde. Und dann finden sich Texte, die ich als Stimmungsgedichte zum Nachdenken empfinde:

DER BAUM

Der Baum der Mitte steht
Als Zentrum der Gedanken
Das Laub entfällt den Fragen
Keine Antwort im Verfärben
Vergebens in Blutrot getaucht (S. 78)

Dem gegenüber steht ein farbiger Monoprint aus der Serie „Lonely Man“, in dessen Mitte die Silhouette eines, wie der Seriename andeutet, Mannes steht. Dass die Figuren und Akte in den grafischen Arbeiten als leere oder dunkle Umrisse oder auch als Strichzeichnungen ausgeführt sind, zieht sich durch das ganze Buch. Eine solche Ausführung lässt vieles offen, gibt Betrachter*innen lediglich Hinweise, aber oktroyiert niemals eine fertige Interpretation.

Auch für die Gedichte mag dies gelten, obwohl mir die Texte generell konkreter scheinen, zumal sie bisweilen an gut Bekanntes anknüpfen. Etwa in *Der kleine Prinz*, wo es heißt: „Du willst niemanden brauchen / an niemanden dich gewöhnen // Zu sehr hat *der kleine Prinz* sich / den Fuchs vertraut gemacht“. (S. 64)

Das fest gebundene Buch erschien im Wiener Verlagshaus Hernal. Die Grafiken auf Titel- und Rückseite stammen selbstverständlich ebenfalls von Eva Riebler; es sind unterschiedlich ausgeführte Collagen mit gemeinsamen Elementen. Abgerundet wird die Publikation mit einem Nachwort von Carl Aigner zum bildnerischen Schaffen und einem weiteren von Elfriede Bruckmeier zum schriftstellerischen.

Klaus Ebner

Rosemarie Schulak

Erzählungen

Delta X-Verlag, Wien 2022, 172 Seiten

ISBN 978-3-903229-41-9

Der Rezensent könnte es sich einfach machen und schreiben: Bitte lesen Sie das kurze einfühlbare Vorwort und die letzte der 21 Geschichten, und Sie werden in wohlhabgewogenen Worten einerseits und in der feinsinnigen Darstellung dessen, was ein Bild bewirkt, schnell ersehen, was den Kern von Frau Schulaks Texten ausmacht: die verständnisvolle Sicht auf die Menschen in all der Alltäglichkeit der Realität, die das Bittere nicht ausspart, aber zu wandeln vollbringt, bis hin zu Frieden und Freude statt sprachloser Einsamkeit (7) sowie die Suche, ja das Finden des tieferen Wesens des Geschauten durch eine stufenweise intensivierte Betrachtung, denn nicht nur das Messbare ist da gemeint, sondern genauso das Ahnbare, die innere Kraft (160).

Es gibt vielleicht einen zweiten Weg der Auswahl aus der Fülle (trotz kleiner Zahl): Vier Erzählungen werden Grafiken – von Bettina Mertz 2021 – zugeordnet, die wohl, weil naturgemäß, eine besondere Intensivierung hervorrufen sollen. Es sind dies ein nächtlicher Vollmond durch Föhrengeäst (39); eine Schwertlilie (75); die tektonische Kappe eines Schornsteins (137); sowie die Handschale, auf deren Finger ein Schmetterling landet (100), Letzteres auch auf dem Cover verwendet. In den Geschichten geht es neben der Handlung um das Nachdenken über den tieferen Gehalt des Sichtbaren: „Die Föhren knien nieder vor dem Mond“; „Die Schwertlilien am Zaun“ bergen schwere Erinnerungen; die Kamine verbinden „Arachne, Rauch und Tempelstufen“; die „Schmetterlinge“ künden von Zuneigung und zugleich [...] Distanz und sind nur zum Schein ein Widerspruch. Als Gemeinsamkeit schlägt sich viermal der Blick aus der Nähe in die Weite und zurück nieder, und dreimal bewegt Natur – verstanden als das kerngemäß Natürliche – die Gedankengänge.

Das Letztere könnte ein dritter Einstieg sein: Die Natur ist immer wieder Anlass, wirkendes Bild, Motor, Mitspieler und damit mitbestim-

mend für das, was geschehen mag. Das funktioniert nur, wenn sie als echtes Gegenüber begriffen wird, wofür wiederum eine bessere Kenntnis – genauer: Erkenntnis des Das gibt die Natur uns so vor (117) – notwendig ist, um die Kraft – das ist es [...], was der Himmel uns schenkt: Schönheit! – zu begreifen, bis hin zum Punkt Das Wahre ist alterslos, es bleibt unsterblich (104).

Ein viertes Modell liegt in den vielen Bezügen zur Kultur, namentlich in den Anspielungen auf antike Sagen und Mythen. Oft handelt es sich um (wie beim Kater Hannibal manchmal leicht zwinkernde) Hinweise auf bekannte Namen, die, verstreut, indes jeweils eine bestimmte gedankliche Richtung auslösen. Möglich aber, auch, der unmittelbare Einstieg wie in dem dem Rezensenten besonders eindrücklichen „Blätterrauschen“ über, genauer in den letzten Stunden von Philemon und Baukis (117-120), das die den Kreislauf in Gang setzende Zeit – wieder und wieder – deutet. Und Heraklit verweist nicht nur im vorangestellten Motto auf Der Seele Grenzen, sondern ist auch der Mentor für die Verbindung heutiger Realitäten zur Tradition, wobei Frau Schulak dezidiert formuliert: Gegenseitige Ergänzung verschiedener Standpunkte wird so zu göttlicher Harmonie (136).

Dieser Satz wäre als Kernsatz ein guter Schlusspunkt, doch er enthält nicht genügend die Art und Weise, wie uns die Autorin dorthin führt. Wir sollten uns unbedingt von ihr leiten lassen. Die Sprache erscheint zunächst einfach zu sein und deshalb fast ein wenig distanziert; sie ist aber zugleich sehr literarisch, fast poetisch und gerade darin voller Empathie. Ein besonderes Kunststück sind die vielen Beschreibungen, die eben nicht nur aufnotieren, sondern auf bewundernswert genauen Beobachtungen beruhen, die in einer wunderschönen Abfolge zielgerichtet eingesetzt werden. In die Erzählgänge werden Assoziationen, Erinnerungen, Gedankengänge nicht eingestreut, sondern mit dem Geschehen in weiterführender Weise verflochten; aus Kurzweil entsteht Besinnung daraus das Sich-ein-klein-wenig-Zeit-Nehmen (54), oder das Traumgesicht bringt eine zweifache Wirklichkeit ein (67). Handkehrum ist praktisch jede Geschichte früher oder später mit ganz konkret benannten Figuren verbunden, eine – meist eine Frau –, zwei, selten mehr und daher stark

personalisiert in der Blickweise. Dabei gilt es stets zu beachten, wie diese Personen regel(ge)recht, buchstäblich eingeführt werden als der notwendig aufnehmende Teil des Ganzen und in literarisch oft vollendeter Weise. Großartig etwa, wenn auf die Drehgeräusche das Wägelchen folgt, danach der Blick auf die ziehenden Rinder zurück auf die Lenkerin fällt, die dann das erzählende Ich ist (61).

An diese viel mehr als nur methodischen Hinweise schließe ich mit dem – sicherlich nicht von ungefähr – letzten Satz der letzten Geschichte, der neuerlich ein Motto abgeben könnte: Sich ein Bild vom Menschen zu machen endet doch immer mit einem ganz neuen Blick auf sich selbst (170). Von diesem zutiefst humanen Vorhaben sind alle Seiten des Buchs erfüllt – aber beileibe nicht nur deshalb (wie wir sahen) kann das Buch ganz überzeugend zur Lektüre ja zur Immer-wieder-Lektüre sehr empfohlen werden.

Martin Stankowski

Kurt F. Svatek

Das Meer, der Mond und die Zeit

Ein Tanz der Gedanken

Triga, Gelnhausen 2022, 154 Seiten

ISBN 978-3-95828-301-5

Im Titel werden große, rätselhafte und unerschöpfliche Begriffe nebeneinandergestellt, sie können sowohl in wissenschaftlich exakter Weise betrachtet werden, sind jedoch genauso von der Poesie von alters her besungene Metaphern. Meer, Mond und Zeit hängen zusammen, der Mond verursacht die Gezeiten, und Gezeiten sind ein Rhythmus, wie die Zeit selbst etwas Messbares ist. Im Wort „Gezeiten“ ist der Begriff „Zeit“ bereits beinhaltet.

Am Beginn des Buches werden dem Meer einige Gedanken in Prosa gewidmet, genauer, dem Meeresleuchten. Am Ende, nach den Gedichten, folgen wieder Gedanken in Prosa, dieses Mal über die Zeit. In diesen Betrachtungen wird über den Zeitdruck nachgedacht, den Maßnahmen be-

wirken, welche ursprünglich dazu bestimmt waren, Zeit zu ersparen, wie moderne Verkehrsmittel und Computer, aber auch über die Zeit als widersprüchliches und kaum zu definierendes Phänomen.

Der Untertitel lautet „Ein Tanz der Gedanken“ und die Gedichte, welche den Hauptteil des Bandes ausmachen, beschäftigen sich tatsächlich mit zahlreichen und sehr verschiedenen Themen, die durcheinanderwirbeln, sie kreisen jedoch letzten Endes wieder nur um einige wenige große Grundprobleme.

Keines der Gedichte hat einen Endreim, es geht um direkte, kurz gefasste Aussagen zu verschiedenen Problemen wie Liebe, Krieg, Humanität, Musik, Natur, Gerechtigkeit. Die Welt wird als etwas begriffen, das dauernd im Wechsel ist, das täuschen kann, einmal diese und einmal eine andere Seite der Medaille zeigt, dem man nicht ganz trauen kann, aber in den verschiedensten Situationen doch trauen muss und hofft, dass es gut ausgeht.

Einzelne Gedichtabschnitte lesen sich wie Aphorismen, es wird nichts beschönigt, sondern hinterfragt: „Alles löst sich auf, / so oder so, / früher oder später“ heißt es in dem Gedicht *Wohl alles* und in dem Gedicht *Kein Trinkspruch*: „Man darf sich beim Spielen der eigenen Rolle / auch nicht selbst alles glauben. / Ein starker Arm mag furchtlos machen, / doch klüger? / Unrecht wird durch Unrecht nicht rechtens, / Rache für Rache lediglich zur Tragödie, / und die Lebenslüge / durch Leugnung nicht Wahrheit.“

Und das Gedicht *Wohin man schaut* fasst endlich die Lage des Menschen der Gegenwart in seiner ganzen Bedrohlichkeit und in seiner Bedrohtheit zusammen:

WOHIN MAN SCHAUT

Da scheint sich ein Sturm
zusammenzubrauen:
die Wolkenformationen,
das Licht,

die ganz eigenartige Stimmung
auch in dir.
Da scheint sich ein Sturm
zusammenzubrauen.
Die Erde braucht die Menschen nicht,
eher sind sie ihr hinderlich.
Sie wird uns das noch beweisen.
Da scheint sich ein Sturm zusammenzubrauen.
Noch ist er nicht da.

Bernhard Heinrich

Gerald Szyszkowitz

Wie man wird, was man sein möchte

Erinnerungen eines Fernsehspielchefs

mymorawa, Wien 2022, 196 Seiten

ISBN 978-3-99129-804-5

Der 1938 in Graz in eine einnehmend schöpferische, gebildete, kinderliebende Familie hineingeborene Gerald Szyszkowitz hat als Zehnjähriger in den Kasematten des die Stadt krönenden Schlossbergs in Goethes Urgötzen den kleinen Sohn des Götz von Berlichingen gespielt, später das Grazer Akademische Gymnasium besucht; seinem Vater durfte er beim Bücherschreiben praktisch helfen, und seine Mutter redete mit ihm stundenlang (beim Bügeln) über seine Ausbildung. 1960 promovierte er in Wien zum Dr. phil. und trat mittellos seine empirische und pragmatische – Welt-erfahrung schaffende, auch deshalb nicht fremddotierte! – lange Weltreise an (S. 55: „kann einer wie ich ...überleben?“. Und wie er kann! Atemberaubend!“). Ab 1962 zurück in Europa, startete der ebenso hochbegabte wie fleißige, beflügelte wie sorgfältige Kunst- und Literaturkenner und -künstler sein Lebenswerk: Um zu werden, d e r er sein wollte, wozu er zunächst jahrelang erarbeitete, w a s er sein mochte: Regieassistent, Regisseur für Theater- und Filmprojekte, Dramaturg, Chefdramaturg,

Theaterautor an ersten Plätzen im deutschsprachigen Großraum (Bonn, Dortmund, Wilhelmshaven, Hannover, Stuttgart, Baden-Baden, Frankfurt, Graz ...), dann ab 1972 fast 25 Jahre Fernsehspielchef des ORF. Gepriesener Prosaautor, meisterhafter Dramatiker, Direktor seines eigenen Theaters in Wien, Leiter der Sommerspiele Schloss Hunyadi in Maria Enzersdorf bei Wien. Er hat über 20 starke Romane geschrieben, fünfzig Theaterstücke verfasst und aufgeführt, 1.000 Filme initiiert und/oder produziert.

Jetzt schenkt der 83-jährige uns ein lebenspralles, blitzgescheites, literaturversiertes, in Zeitgeschichte beschlagenes, moralisch lupenreines, uns bereicherndes und bestärkendes Erinnerungsbuch. Sieben Mal erscheint in ihm die kongeniale literarische Fachkollegin Uta Wierer-Keiser, im Bayrischen Rundfunk tätig gewesen, aber längst Uta Szyszkowitz, seine Ehefrau, Übersetzerin u. a. von Genet und Ghelderode, seit 1964 Familienmutter – 1960 hatte sie darauf bestanden, ihm 100 DM als Notgroschen auf die sonst undotierte Weltreise mitzugeben. Was für ein schicksalbestimmendes Zeichen!

Dieser Lebens- und Leistungsbericht erfüllt ganz besonders die Regel: Die packendsten Bücher schreiben Autoren, die als Einzige ihren besonderen Stoff entfalten können. Hier also die Entstehung, den spannenden Aufgang, die weiterleuchtende Wirkung jenes expandierenden Literaturuniversums seiner Epoche. Dieses Buch hält sein Versprechen: So wie Dante durch Hölle, Fegefeuer und Himmel begleitet wird, eröffnet uns dieser tatkräftig streitbar wahrheitsgezogene Gerald Szyszkowitz die dramatische Entstehung unseres Bewusstseins vom Welt- und Schicksalsgewirk: Oft werden wir beim Lesen der Schilderung seiner hingebungsvoll rekapitulierten Jahrzehnte an die Beschwörung in Goethes Faust-Prolog erinnert: „Die Sonne tönt ... in Brudersphären Wettgesang ... es wechselt Paradieseshelle mit tiefer schauervoller Nacht ... Stürme brausen um die Wette und bilden eine Kette der tiefsten Wirkung rings umher ...“

Die Frage, wer man sein möchte, begleitet implizit jeden Menschen. Die vorliegende explizite Bearbeitung der für deren positive Beantwortung maßgeblichen Bedingungen durch den 83-jährigen Gerald Szyszkowitz bewirkt Bewunderung und Zuneigung: sein einnehmender Erzähl-

ton („tagwandlerische Sicherheit und Eleganz“ lt. Peter Handke, S. 44), sein stets human inspirierter Zugang auf Personen und Themen. Hier hat uns ein kluger und fleißiger Zeitgenosse und Kollege sein Streben gezeigt: Es schenkte uns einen scharfen Denker voll Menschenliebe; einen geistvollen Weltmann; einen kraftvollen Macher mit Weisheit; einen großzügigen Universalisten. Vielen einen Freund. Dem riesengroßen Publikum eine Sonne!

Matthias Mander

Karl Wimpler

Kein Spiel

Als Österreichischer Linker in den 1970er Jahren

Promedia, Wien 2022, 176 Seiten

ISBN: 978-3-85371-509-3

Mit der Schilderung der eigenen Geschichte ist es möglich, sogar den Literaturnobelpreis zu bekommen. Annie Ernaux hat viele schmale Bücher vorgelegt, aber eigentlich nur eine einzige Geschichte geschrieben, ihre Geschichte und die ihrer Familie und dabei auch einen scharfen Blick für das soziale und politische Geschehen entwickelt.

Bildungsbiografien haben etwas Anregendes und erlauben das eigene Leben mit dem geschilderten zu vergleichen. Es mag vermessen sein, Annie Ernaux und Karl Wimpler in einem Atemzug zu nennen, denn sie trennen doch Welten; sie Schriftstellerin, er Historiker und Geschichtsarbeiter. Und doch gibt es Verbindendes: Beide hat die Entwicklung politisch nach links getrieben, sie lenken unseren Blick auf die 1960er und 1970er Jahre. Trotz oder wegen vieler Umbrüche, Verwerfungen, eines vorläufigen Endes der Geschichte, das sich bloß als ein Atemholen des Kapitalismus entpuppte, blieben sie ihrer Haltung treu. Nicht dazugehören zur besseren Gesellschaft, groß geworden mit einem Abort, einem Plumpsklo, das ist der Ausgangspunkt.

Karl Wimpler beginnt seine Geschichte mit dem Titel „Das Plumpsklo im globalen Dorf“. In den Erzählungen von Annie Ernaux hat derselbe

Abort einen Fixpunkt und findet sich sowohl in den Romanen „Der Platz“, „Das andere Mädchen“, „Die Jahre“, „Das Ereignis“ und „Die Scham“ erwähnt. Damit wollen wir es fürs Erste fast belassen und die volle Aufmerksamkeit dem österreichischen Linken widmen.

Während Annie Ernaux ihre Entwicklung und ihren Körper analysiert, gerät das Persönliche bei Karl Wimmeler etwas in den Hintergrund; die Familienverhältnisse würden einen interessieren, manches kann nur geahnt werden, wenn sich plötzlich der Satz findet, dass die Kinder von Nazis in öffentlichen Schulen mit Mobbing zu rechnen hätten. Nicht viel anders ist es mit der Benennung der eigenen politischen Zugehörigkeit in den 1970er Jahren: Da wird vom „Kommunistischen Bund“ gesprochen und erst viel später erläutert, dass das die „Maoisten“ waren. Das sind Feinheiten, doch der aufmerksame Leser überlegt, warum dies wohl so ist.

Doch wie auch immer, das Buch ist anregend zu lesen, weil es die geschichtlichen Ereignisse von einem klaren Standpunkt aus betrachtet und beschreibt. Alles wird wider den Strich und vor allem: wider die öffentliche und veröffentlichte Meinung gebürstet. Dies passiert mit einer emotionalen Grundhaltung, der die Wut anzumerken ist, eine Wut, die einem aus fast jedem Satz entgegenspringt. Es scheint so, dass dies dem Autor selbst aufgefallen sein muss, und so zitiert er gegen Ende des Buches quasi als Erklärung den Beginn von Homers „Ilias“, wo es heißt: „Singe den Zorn!“. Ausgehend von diesem Satz entwickelt er sein Credo: „Die Vernunft kann sich mit größerer Wucht dem Bösen entgegenstellen, wenn der Zorn ihr dienstbar zur Hand ist.“ Angesichts der Ungerechtigkeit der Welt ist Zorn verständlich, führt aber dazu, dass im besten Fall „Dampfplauderer“ am Werk sind oder einfach „gequasselt“ wird. Die feine Klinge ist nicht Wimmlers Instrument, er präferiert wohl eher den Schlaghammer. Das macht seine Kritik angreifbar, trotzdem hat vieles an ihr, besonders dort, wo sie sich gegen die herrschende Doppelmoral wendet, ihre Berechtigung, sind viele seiner Hinweise auf verschüttete geistige Positionen der Linken wertvoll und bedenkenswert.

Wimmeler ist ein kritischer Geist, der sich Peter Handke näher fühlt als Thomas Bernhard und nicht von ungefähr an einer Stelle seines Bu-

ches einen Satz des österreichisch-französischen Germanisten Gerald Stieg zitiert: „Es ist viel erträglicher, sich von Bernhard ununterbrochen als katholisch-nationalsozialistisch beschimpfen zu lassen, als das echte österreichische Antlitz im Spiegel zu sehen.“

Die Zeit, in der nicht wenige die Revolution vor der Haustür sahen, ist noch nicht so lange her und scheint doch wie aus einem anderen Jahrhundert zu sein. Auch diese Diskrepanz macht das Buch klar.

Robert Streibel

Peter Paul Wiplinger

EINSCHNITTE

Gedichte 2021-2022

Edition PEN im Löcker Verlag, Wien 2022, 140 Seiten

ISBN 978-3-990981450

Ein neues Buch, ein neuer Wiplinger: „Einschnitte“. In die neueste Weltgeschichte, in den Körper (bei einer Operation), ins Leben. Der 1939 geborene Autor, der uns seine schwere Krebserkrankung keineswegs vorenthält, sondern sogar in der Lyrik offen darüber spricht und dazu Stellung bezieht (sofern man das kann), schreibt: „jetzt / an meinem lebensende / gehe ich in meiner wohnung / auf und ab und denke mir dabei / eigentlich sollte mir alles egal sein / (...“ (S. 92). Ist es aber nicht. Wiplinger ist kein Autor, der einfach wegsähe oder gar schwiege, nein, er spricht in seinen Gedichten zu uns und hält sich dabei kein Blatt vor den Mund.

Er bezeichnet diese Gedichtsammlung, die fünfundfünfzigste Buchpublikation, als sein „vorletztes“ Werk, denn er ist sich, wie er an vielen Stellen (siehe oben) anmerkt, bewusst, dass er sich in der finalen Phase seines Lebens befindet. Und der „letzte“ Gedichtband wird seinem Mühlviertler Dialekt gewidmet sein, verriet er mir. Vielleicht, so hoffe ich, irrt Wiplinger ja, und es wird nach dem letzten noch ein weiteres letztes Buch geben, und dann womöglich noch ein letztes ... Niemand von uns ist Prophet, und vieles ist möglich, auch wenn sich die Mediziner pessimistisch äußern: „man hat

dir nicht viel hoffnung gemacht / bei der besprechung letztes mal im akh“ (S. 91). Und wir begegnen einem tiefen Optimismus, wenn er sagt: „(...) / Ja, sage ich, heute wird / wieder ein herrlicher Tag. // Und ich lächle zurück / und nehme mir fest vor, // heute nicht an den Krebs / zu denken und nur zu leben“ (S. 80). Eine gute, womöglich die einzige gute Sichtweise.

Das erste Drittel des Buches handelt jedoch von einem ganz anderen Krebsgeschwür: „blumen am fensterbrett / kaffeeduft aus der küche / /aber nicht weit von hier / tobt seit wochen ein krieg // wird brutal alles zerstört / was man zivilisation nennt // (...)“ (S. 25). Putins Krieg beschäftigt Wiplinger (wie viele von uns) so sehr, dass er ihm und dem von ihm losgetretenen Wahnsinn viele Seiten widmet. Bestürzung und Ratlosigkeit sprechen aus den Fragen, „was haben sie sich denn / dabei gedacht zar putin / als sie den befehl gaben / zu ihrer militäroperation / die man nicht als krieg / bezeichnen darf“ (S. 19). Und genau beobachtet werden die ersten über die Medien gemeldeten Kriegsverbrechen (Butscha) und die Reaktion des russländischen Diktators darauf: „jene die massakrierten / und massakrieren ließen / werden jetzt ausgezeichnet / vom kgb-kreml-diktator putin // mit irgendwelchen absurden titeln / als helden für volk und vaterland / als helden der russischen nation / als helden der kultur und zivilisation // die sie mit dem krieg zerstörten / indem sie zivilisten massakrierten / mädchen und frauen vergewaltigten / mütter und kinder wahllos töteten // (...)“ (S. 22).

Was, dachte ich im ersten Moment, bringt einen alternden Autor, der mit seiner eigenen Erkrankung ringt, dazu, in seinen „vorletzten“ Gedichten die Verbrechen der russländischen Militärmaschinerie anzuprangern? Aber es kotzt ihn eben an, dass der Ewiggestrige im Kreml ein friedliches Land überfällt, Millionen Existenzen vernichtet und dann noch die Frechheit hat zu behaupten, die andern wären die Faschisten. Wiplinger sieht die zahlreichen Parallelen zu den Verbrechen von Hitlers Naziregime, die so offensichtlich sind, dass es einfach nur wehtut. Es kotzt ihn an, dass er so etwas nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts miterleben muss und sich nicht um beileibe Wichtigeres kümmern kann, wie er es eigentlich vorgehabt hätte.

Die Erinnerungen an die Kindheit, die vom Bombenterror und da-

nach dem allmählichen Begreifen der Verbrechen des Naziregimes bestimmt war, spielen auch in diesem Lyrikband eine Rolle. Sie kehren immer wieder, nun zusätzlich geweckt durch die Ereignisse in der Ukraine, und sie lassen den Autor sogar nach der Rolle seiner inzwischen verstorbenen Brüder fragen, die für Hitler in der Normandie und in Russland kämpfen mussten. Diese Fragen müssen unbeantwortet bleiben: „(...) all mein fragen bleibt antwortlos / es ist auch meine schuld euch damals / nicht genau danach gefragt zu haben“ (S. 35). Damit zeigt Wiplinger Mechanismen auf, die sich wieder und wieder, bald in Russland und in der Ukraine, fatal wiederholen werden.

Die „Einschnitte“ ins Leben handeln oft vom Tod und eben auch vom eigenen Tod, der möglicherweise nicht mehr fern ist. Marcel Reich-Ranicki sagte einmal, es gäbe überhaupt nur drei gültige Themen für die Literatur, und eines davon wäre der Tod. So stehen Wiplingers Gedichte – ungewollt – in einer langen Tradition. Die meisten Texte sind in Strophen unterteilt und verwenden freie Rhythmen, die allerdings stets flüssig zu lesen sind, auch wenn sie einem in ihrer wuchtigen Aussage (oder: Anklage) schon mal den Atem abschnüren. Peter Paul Wiplinger bevorzugt die durchgehende Kleinschreibung, an die ich mich schon so gewöhnt habe, dass es direkt auffällt, wenn er in einem Gedicht, wie etwa „Herbstabend in Rom“ (S. 67), plötzlich die normale Großschreibung verwendet.

Reflexionen zur jüngsten Reise nach Italien stehen neben jenen zu einer lebenslangen Liebesbeziehung und deren Alltag, wozu Meinungsverschiedenheiten und Auflösungserscheinungen ebenso gehören wie Geborgenheit und wertvolle Erinnerungen. Ab und zu blitzt neben der großen Ehrlichkeit auch Humor durch: „(...) ich verspote so also einen / unantastbaren gedenkspruch / der nazis über das heldentum // und ich bereue dabei / mein verspotten nicht / kindlich trotzig wie ich bin“ (S. 37), und dann: „ich bin immer noch am leben / den tod den hab ich ausgelacht“ (S. 109). Lachen wir mit ihm, mit Peter Paul Wiplinger, und spüren wir der Tiefe dieser beiden Verse eines Morgengedichtes nach: „Der Zeit ihre Freiheit geben. / Und ihren endlosen Raum.“ (S. 126).

Klaus Ebner

BIOGRAFISCHE NOTIZEN

Armin Baumgartner, geb. 1968 in Neunkirchen, NÖ, lebt als Autor und Korrektor in Wien. Studium der Philosophie und Publizistik, danach Arbeit als Techniker bei Film und Fernsehen; 1999–2004 betrieb er den Literarischen Sonntag, eine Leseplattform für zeitgenössische Literatur. Zuletzt erschienen: „Knappe Titel. Ein Dialog in Lyrik und Prosa“ (gem. mit Rudolf Kraus), 2021.

Sophia Benedict (Diana Wiedra), geb. in der UdSSR, lebt seit 1984 in Österreich; ist Wissenschaftsjournalistin, Autorin, Übersetzerin, Fotografin und Videomacherin. Studium der Publizistik, Weiterbildungen aus Deutsch und Psychoanalyse. Zuletzt erschienen u. a.: „Doktor, lehren Sie mich singen! Tagebuch der Psychoanalyse“, 2017.

Katrin Bernhardt. Studium der Klassischen Archäologie und Philosophie an der Universität Wien, Abschluss mit der Promotion. Veröffentlichungen von Lyrik und Prosa in Literaturmagazinen und Anthologien und in mehreren Büchern, zuletzt der Gedichtband „Aufbrechen“, 2020, dem der hier abgedruckte Text entnommen ist.

Elfriede Bruckmeier, geb. 1940 in Wien, gründete 1974 gemeinsam mit ihrem Mann Lothar Bruckmeier den Verein für Kunst und Kultur Eichgraben. Verfasst Prosa und Lyrik und beschäftigt sich mit der Lokalgeschichte ihrer Region. Zuletzt erschienen: „Kostproben“, 2020.

Georg Bydlinski, geb. 1956 in Graz, lebt mit seiner Familie in Mödling. Er ist seit 1982 freier Schriftsteller und hat Lyrik, Prosa, Kinderliteratur und Lieder verfasst, die weite Verbreitung gefunden haben. Für seine Arbeit erhielt er zahlreiche Auszeichnungen. Zuletzt erschien der Band „Flüchtiges Fest“, Gedichte, Edition Thurnhof, Horn 2021.

Manfred Chobot, geb. 1947 in Wien, lebt ebenda und auf Reisen. Studium der Kulturtechnik und Wasserwirtschaft. Viele Jahre Herausgeber der Reihe „Lyrik aus Österreich“ im Grasl Verlag sowie Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Podium“. Zuletzt erschienen die Prosabände „Das Hortschie-Tier und Die Lurex-Frau“ und „Hawaii – Mythen und Götter“, beide 2022.

Klaus Ebner, geb. in Wien, lebt in Schwechat. Studium der Romanistik und Germanistik. Autor von erzählender Prosa und Essays sowie von Lyrik in Deutsch und Katalanisch. Vorstandsmitglied des ÖSV, Mitglied der GAV und des PEN Català. Jüngste Publikation: „Schwarzlicht“, Lyrik, 2021.

Franz Forster, geb. 1940 in Wien; Studium der Germanistik und Theaterwissenschaft. 1970–1978 Lektor am Deutschen Institut der Universität Trondheim, Norwegen, anschließend Verlagslektor, ab 1985 leitender Redakteur der Fachzeitschrift „dialog. Informationen zu Ehe und Familie“. Autor von Prosa und Lyrik sowie von literarhistorischen Werken.

Sidonia Gall, geb. in Kirchfidisch, Bgl., ist Autorin und Pädagogin. Studium der Geografie und Geschichte sowie Ägyptologie und Philosophie. 1971–2007 unterrichtete sie an einem Oberstufenrealgymnasium in Wien; seit 1970 Veröffentlichung literarischer Texte, zuletzt den Roman „Aus den Kulissen“. Von 2009–2017 Präsidentin des Österreichischen Schriftsteller/innenverbands.

Karin Gayer, geb. 1969 in Mödling, schreibt seit ihrer Schulzeit. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften, in Anthologien und im Rundfunk. Buchpublikationen im Arovell Verlag und in der Edition Art Science, zuletzt: „Separation“, Erzählungen, Arovell Verlag, 2019.

Christl Greller, geb. und lebt in Wien. Arbeitete viele Jahre als Konzeptionistin und Texterin für die internationale Werbebranche, seit 1995 Veröffentlichung literarischer Texte. Sie schreibt Prosa und Lyrik. Zahlreiche Preise, zuletzt u. a. 2017 Publikumspreis von Ö1 und ORF Teletext für „Schirmgedichte“. Zuletzt: „berichte von der innenfront“, 2022.

Dietmar Grieser, geb. 1934 in Hannover, D, lebt seit 1957 in Wien. Sein Werk umfasst neben einer stattlichen Reihe von literarischen Sachbüchern auch Sendereihen in Hörfunk und Fernsehen; sein Spezialgebiet ist die literarische Reportage und das Feuilleton.

Judith Gruber-Rizy, geb. 1952 in Gmunden, OÖ; Studium der Germanistik und Theaterwissenschaften. 1971–1990 als Journalistin bei Zeitschriften und Zeitungen in Wien tätig, seit 1991 literarische Veröffentlichungen. Zuletzt erschienen: „Eines Tages erschien Karola“, 2018.

Bernhard Heinrich, Studium an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien, lange Zeit als Orchestermusiker tätig. Anschließend Bibliothekar bei den Büchereien Wien; schreibt Lyrik, Essays und Kurzprosa.

Gerald Jatzek, geb. 1956, lebt als Autor, Musiker und Mail Artist in Krems und Wien. War lange Mitarbeiter der „Wiener Zeitung“. Neben Kinderbüchern und Lyrikbänden veröffentlichte er Kurzgeschichten und Sachbücher.

Ernst Kaufmann, geb. in Wien, studierte Musik und Literatur. Er verfasst Sachbücher, Erzählungen und Kriminalromane. Daneben schreibt er Drehbücher für Film und Fernsehen. Zuletzt erschienen der Erzählband „ANDERS-WOWEIT“ und „BLANKE GIER“, der erste Teil seiner neuen Krimireihe mit einem Salzburger Ermittler. Er lebt als freier Schriftsteller in Wien.

Eva Kittelmann, geb. 1932 in Wien, Studien Publizistik, Theaterwissenschaft, Dramatische Kunst. Die Lebensarbeit im Verlagswesen. Publiizierte fünf Lyrikbücher, einen Roman, dutzende bibliophile Almanache; zuletzt „Die Quadratur der Stunden“ als 8. Band eines Zyklus lyrischer Prosa. War bis Oktober 2021 amtsführende Präsidentin des Verbandes Katholischer Schriftsteller Österreichs.

Doris Kloimstein, geb. in Linz, lebt als Pädagogin und Autorin in St. Pölten; schreibt Lyrik, Prosa und Dramen. Zahlreiche Auszeichnungen: u. a. Literaturpreis des Landes NÖ und Förderpreis für Wissenschaft und Kunst der Landeshauptstadt St. Pölten. Zuletzt erschienen u. a. „Nennen wir ihn Rumpelstilzchen. Geschichten vom Literaturstammtisch“, 2019.

Roland Knie, geb. 1949 in Wien, war mehr als vierzig Jahre lang Autor von Rundfunksendungen (Hörspielen, Features etc.), teils im ORF-Auslandsdienst, überwiegend im Programm Ö1 (zuletzt „Literatur am Feiertag“ und „Patina“) und 17 Jahre lang Hausautor des Kabarets Simpl in Wien. Mehrere Buchpublikationen, zuletzt „Überlandpartie! Kabarett auf Sommerfrische“, 2018.

Julia D. Krammer, geb. 1985 in Wien, wo sie als Autorin und Sprecherin lebt. Bevor sie ihre Unternehmen „wort.klang“ und „meer & wind commun:cartists OG“ gründete, arbeitete sie als Juristin in einer humanitären Organisation. Jüngst erschienen: „Den Körper schreiben die Gedichte“, 2022.

Daniela Kocmut, geb. 1980 in Maribor, wuchs zweisprachig in Kärnten auf. Lebt seit 1999 als Übersetzerin, Dolmetscherin, Sprachtrainerin für Slowenisch, Redakteurin und Autorin in Graz. Studium der Germanistik, Slowenistik und Translationswissenschaften; sie schreibt Lyrik auf Slowenisch und Deutsch. Zuletzt erschien der Lyrikband „Freitauchen“.

Erika Kronabitter, geb. in Hartberg, Stmk., lebt als Autorin, Herausgeberin und bildende Künstlerin in Wien und Vorarlberg. Studium der Komparatistik, Germanistik und Kunstgeschichte; sie schreibt Lyrik und Prosa. Initiatorin und Organisatorin des Feldkircher Lyrikpreises.

Maria Lehner, geb. 1954 in Graz; Ausbildung zur Elementar- und Sozialpädagogin, Studium der Deutschen Philologie sowie der Psychologie, Pädagogik und Philosophie. 2022 erhielt sie den Anerkennungspreis zum Feldbacher Literaturpreis.

Ida Leibetseder, geb. 1998 in Ottensheim an der Donau, OÖ; Studium der Rechtswissenschaften und Psychologie an der Universität Wien, schreibt Lyrik und Prosa. Buchveröffentlichung: „Lotusblüten“, 2015.

Nicole Makarewicz ist eine Wiener Journalistin und Autorin (u. a. „Dein Fleisch und Blut“, Thriller, 2018, Holzbaum). Diverse Preise und Stipendien sowie zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien.

Matthias Mander, geb. 1933 in Graz, lebt in NÖ. Arbeitete viele Jahrzehnte lang in verantwortlicher Position in einem österreichischen Industriebetrieb; erlangte große Bekanntheit mit seinem Roman „Der Kasuar“ von 1979, dem etliche weitere Romane folgten, trat in den letzten Jahren v. a. als Dramatiker hervor (mehrere Uraufführungen an der Freien Bühne Wieden).

Lene Mayer-Skumanz, geb. 1939 in Wien. Studium der Germanistik und Altphilologie. Arbeitete als Lehrerin und Redakteurin der Kinderzeitschrift „Weite Welt“, seit 1965 Autorin von Kinder- und Jugendliteratur sowie Hörspielen, Theaterstücken und Liedern. Zuletzt erschienen u. a.: „Ein Löffel Honig“, 2019.

Ilse Pauls, geb. in Wien, verheiratet, vier Kinder. Matura, Diplom für Kinderkrankenpflege. Widmet sich neben ihrem literarischen Schaffen auch der Aquarell- und Acrylmalerei. Letzte Veröffentlichung: „Lebensbilder“, 2020.

Mechthild Podzeit-Lütjen, geb. in Bremen, D, lebt in Wien und im Burgenland. Studium der Deutschen Philologie; schreibt Lyrik, Prosa, Novellen, Haikus. Zuletzt erschienen u. a.: „Podium Porträt Nr. 109“ (2020).

Bruno Pisek, geb. 1962, ist Autor, Komponist; Radioarbeiten, mehrsprachige Poesie, szenische Lesungen, Sprechchor und Kammermusik, Textildrucke. Publikationen in Zeitschriften und Anthologien, Arbeiten im öffentlichen Raum, zuletzt gemeinsam mit Denisa Angheluță.

Brigitte Pixner; Wienerin, Juristin, zwei Kinder. Vorstandsmitglied des ÖSV. Schreibt Lyrik, Erzählungen, SF. War sechs Jahre Herausgeberin der Literaturzeitschrift „Bakschisch“. Jüngste Buchpublikation: „Unterm grünen Regenschirm - Muntermacher-Gedichte“ bei Berger, Wien-Horn.

Helmuth Schönauer, geb. 1953 in Innsbruck, ist Autor und Bibliothekar an der Universität Innsbruck. In seinen Romanen beschreibt er das Alltagsgeschehen skurriler Randfiguren auf dem Weg nach oben. Als beinahe lückenloser Rezensent der Tiroler Gegenwartsliteratur ist er Vertreter der „low lectured edition“. Zuletzt erschienen: „Verhunzungen und Warnungen“, 2022.

Gerda Sengstbratl, geb. 1960 in St. Georgen am Walde, OÖ, ist Autorin von Romanen, Reiseberichten und Aufsätzen zu feministischen Themen. Studium der Anglistik und Romanistik. Zuletzt erschienen u. a.: „Afrika – Anläufe, Anreisen“, 2022.

Georg Spiegelhofer, geb. 1947, studierte Germanistik und wurde Journalist, arbeitete in der „AZ“ und in der Pressestelle der Austrian Airlines; Mitglied der „Kurier“-Redaktion von 1979 bis 1995. In Buchform erschienen: „Hoppala, 88 außergewöhnliche Schmunzelbilder“, „Seltsame tierische Geschichten von A-Z, für Kinder von 1-111 Jahren“.

Valerie Springer, geb. 1958. Lebt im Sommer am Attersee, im Winter ist sie weg. Arbeitete als Werbekonzeptionistin, Journalistin und Kulturredakteurin. Diverse Förderungen und Auszeichnungen (u. a. Theodor-Körner-Preis). Veröffentlichungen: Sachbücher, Kindergedichte, Romane. Im Herbst 2022 erscheint die Erzählung „Nachtkind“ im Der-Wolf-Verlag, Klagenfurt.

Werner Stangl, geb. in Wien, lebt in Linz, Veröffentlichung von Lyrik, Kurzprosa, Essays und Theaterstücken in Zeitschriften („neue wege“, „facetten“, „erostepost“, „sterz“, „Landstrich“, „Die Rampe“, „DUM“, „etcetera“, „Resonanzen“) und zahlreichen Anthologien. Drama „Die Vorladung“ (Aufführungen: Landestheater Linz, Wien).

Martin Stankowski, geb. 1950, gelernter Kunstwissenschaftler mit Arbeit in Forschung und Lehre sowie in der Praxis der Bau- und Kulturberatung in Österreich, Deutschland und der Schweiz, wo er heute lebt. Parallel zu zahlreichen populärwissenschaftlichen Publikationen literarische Arbeiten seit einigen Jahrzehnten, nach Gedichten namentlich Kurzgeschichten, Novellen und zwei Romane: „Die geöffnete Tür“, 2017, und „Stella und Claude oder im Inneren des Mosaiks“, 2021.

Robert Streibel, geb. 1959 in Krems an der Donau, NÖ, ist Autor, Historiker und Lyriker. Studium der Geschichte, Germanistik, Theaterwissenschaften und Kunstgeschichte. Seit 1987 im Erwachsenen- und Weiterbildungsbereich beim „Verband Wiener Volksbildung“ für Öffentlichkeitsarbeit tätig, seit 1999 Direktor einer Volkshochschule. Zuletzt erschienen: „Der Wein des Vergessens“ (gem. m. Bernhard Hermann), 2018.

Kurt F. Svatek, geb. 1949, schreibt Haikus, Lyrik, Aphorismen, Essays und Romane. Seine Texte wurden bisher in zahlreiche Sprachen übersetzt. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen. Zuletzt erschienen u. a.: „The Will-o'-the Wisps of Time, Dancing Thoughts“, 2022.

Claudia Taller, Psychologin, Schriftstellerin, Radiomacherin. Veröffentlichungen seit 2007: Romane, Erzählungen, Lyrik. „Liebe – Ein Trauma geht seinen Weg“, Roman 2021. Beiträge in Anthologien und Literaturzeitschriften. Ihr aktueller Titel: „Ich erinnere dich nicht“, Roman, 2022.

Christoph Temnitzer, geb. 1993 in Belgien, lebt und arbeitet in Wien. Wirtschaftsstudium und Ausbildung in Heilmassage; schreibt, malt und komponiert. Nach Veröffentlichungen in Anthologien arbeitet er nun am ersten Buch einer Trilogie.

Reinhild Traitler (recte Reinhild Traitler-Espiritu), geb. 1940, studierte in Wien Germanistik, Anglistik und Theologie (Promotion 1966), arbeitete von 1970 bis 1983 beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf und danach viele Jahre als Studienleiterin am Evangelischen Tagungs- und Studienzentrum Boldern in Zürich und war Mitinitiatorin mehrerer großer europäischer Frauenprojekte. Ab den 1980er Jahren trat sie zunehmend mit literarischen Publikationen hervor und veröffentlichte eine Reihe von Lyrik- und Prosabüchern wie etwa die „Briefe an die Unglücklichen“. Sie starb am 29. Oktober 2022 in ihrer Wahlheimat Zürich.

Jutta Treiber, geb. 1949, seit 1988 freiberufliche Autorin, mehr als 50 Bücher (Romane, Kinder- und Bilderbücher), Übersetzungen in 25 Sprachen, mehr als 3.000 Lesungen in 22 Ländern Europas (und Asiens). Zuletzt erschienen u. a.: „Halt den Mund, sagte Mutter und dann starb sie“, 2018 und „Solange die Zikaden schlafen“, 2021.

Peter Veran ist das literarische Pseudonym von Werner Anzenberger. Der promovierte Jurist und Historiker hat mit seiner literarischen Groteske Plädoyer eines Märtyrers (Promedia, 2020) einen veritablen Erfolg im deutschen Sprachraum erzielt. Im Clio-Verlag erschienen zwei Gedichtbände, zuletzt „Rüttelflug“, 2022, dem die hier abgedruckten Gedichte entnommen sind. Der Autor lebt in Bruck an der Mur.

Sascha Wittmann lebt in Wien und Opponitz. Studium der Theaterwissenschaft und einer Fächerkombination aus Germanistik, Publizistik und Politikwissenschaft, später Healthcare-Management. Letzte Buchveröffentlichung: „Alles Alltag – Erzählungen und Kurzgeschichten“, Septime, 2020.

Eleonore Zuzak wurde 1925 in Wien geboren und wuchs in wirtschaftlich beengenden Verhältnissen auf. Von 1945 bis 1982 arbeitete sie bei der Wiener Städtischen Versicherung, zuletzt als Abteilungsleiterin; daneben schrieb sie Lyrik, Prosa, Texte im Wiener Dialekt und Texte für Kinder. Erste Veröffentlichung 1951 in der Zeitschrift „Neue Wege“, ab 1972 eine Reihe von Buchpublikationen. Dem Österreichischen Schriftsteller/innenverband aufs Engste verbunden, war sie viele Jahre ehrenamtlich für ihn tätig. Sie starb am 23. März 2018 in ihrer Heimatstadt Wien.

LITERARISCHES ÖSTERREICH

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

ISSN 2663-8940

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

EIGENTÜMER, HERAUSGEBER UND VERLEGER:

Österreichischer Schriftsteller/innenverband,

Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: office@oesv.or.at, Web: www.oesv.or.at

ZVR 295943463

Für den Inhalt verantwortlich: Christian Teissl

REDAKTION dieser Ausgabe: Bernhard Heinrich, Mara Scherzer, Ines Scholz,

Constantin Schwab, Martin Stankowski, Christian Teissl

Korrektorat: Armin Baumgartner

Satz und Layout: Anita Schöberl

Druck: Druckerei Janetschek, www.janetschek.at

Gefördert von der Stadt Wien Kultur

 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH 

WIEN
KULTUR 